

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 15.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 2. August 1891.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4½ M.

XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Das Gut im Monde.

Novelle von Marie von Olfers.
(Fortsetzung.)

B Britta lockte den Hund an sich.
„Du kommst mit,“ sagte sie, „Du gehörst mir, und was solltest Du hier anfangen ohne Troll! — Vater, Du bist Schuld! Du ganz allein! Du treibst mich fort!“

Sie rang stumm die Hände, zog den Mantel zusammen und wanderte mit der Hexe hinaus.

Die Wächterhunde umschoberten sie und ließen sie ziehen. Der alte Wächter schloss sicher, daß sie bei jeder Gefahr anschlagen würden.

Sie wanderte durch die Heide; ihre Aufregung ließ keine Angst aufkommen.

Wie dürr, wie braun Alles. Der Sturm fauste in den Wipfeln.

So hatte sich ihr friedliches Leben auch verwandelt.

Einen Augenblick sehnte sie sich danach, ausgelöscht zu sein, nichts zu wissen, nichts zu fühlen; dann trat wieder Servaz vor ihre Seele. Nein, sie liebte selbst diesen Schmerz um ihn!

Es war kein weiter Weg, die Güter grenzten nahe aneinander. Hier und da schimmerte Licht in den Hütten. Plötzlich jagte Troll mit einem Jubelgebell auf sie zu.

Alle Hunde schlugen an, bis in die entferntesten Gehöfte.

Servaz, der jetzt viel schlaflose Nächte hatte, saß noch und rechnete wohl zum zwanzigsten Male eine Rechnung, die nicht stimmen wollte, durch, und wenn sie stimmte, war es nicht besser. Die Einnahmen deckten nie die Ausgaben.

Britta war draußen im Garten. Sie hatte allen Mut verloren, sie fror, ihr wurde etwas klar von dem, was sie mit dem Schritte that.

Die Leute im Hause würden wach werden, zusammen laufen; aber desto besser, ihr war jetzt Alles einerlei.

Sie hatte Recht, da kamen sie schon mit Laternen, unter ihnen Servaz, Troll's stürmischen Wellen folgend; die Hexe war bei ihm.

Britta suchte sich aufzuraffen, es ging nicht; gehen konnte sie keinen Schritt mehr. Eine Anwandlung von Ohnmacht fesselte sie. Es war zu viel gewesen.

Als sie Servaz fand, wußte sie von nichts. Er trug sie hinauf, er war außer sich. Die Leute tuschelten mit einander; wie ein Lausseuer ging die Nachricht durch das Dorf.

Am frühen Morgen brachte sie die Botenfrau nach Saatwinkel.

Die alte Barbara schwamm in Thränen, Niemand wagte, es dem Herrn, der auf dem Felde war, zu sagen; durch Tim erfuhr er es.

„Er wird das arme Kind todtenschlagen!“ wiederholte Barbara.

Hans nahm es aber ganz anders, als sie dachten; er antwortete Tim: „Nun, da wären wir ja mit ihr fertig! Mag sie nun liegen, wie sie sich gebettet hat, ich rühre keinen Finger mehr.“

In der Abendstunde ging er hinauf in ihr Zimmer, fand die Briefe der Mutter, las sie und zerriss sie in tausend Stücke. Er mußte sich setzen; sein Auge wanderte über die zerzauste Heide; durch die zerrissenen grauen Wolken zogen Krähenschwärme.

„Und ich dachte, sie hätte mich lieb, wäre glücklich!“ wiederholte er ein paar Mal.

Tim fand ihn merkwürdig gesäßt.

„Geh' hinüber, Tim,“ sagte er, „ich will sie nicht hindern, sich zu heirathen, aber was mein sauer erworbenes Vermögen betrifft, davon werf' ich nicht einen Heller in diesen Abgrund. Sag' ihnen das, — auch daß ich sie nicht wiedersehen will, — für die ersten Jahre nicht, — sag' lieber gar nichts. Was soll ich bei ihnen? Was wollen sie bei mir?“

Tim erschien bei Servaz.

„Du wirst nicht denken, daß ich Britta zu diesem Schritte verleitete, Tim, aber da er geschehen ist, begreifst Du, daß ich die Geliebte nie wieder von mir lassen kann.“

„Ihr sollt ja nicht mehr getrennt werden, Servaz. Britta ist Dein, ihr Vater läßt es durch mich sagen. Er zürnt, wie Du Dir denken kannst, — er enterbt sie.“

„Mag er sein leidiges Geld behalten, — hab' ich je danach gefragt?“ fuhr Servaz auf.



Seemannsscherze. Von E. Seeger. — Siehe Seite 120.

"Nun, es ist doch schlimm! Du wirst es in nächster Zeit brauchen; wenn nicht für Dich, für sie."

"Britta denkt wie ich; haben wir nicht eine Heimath, was braucht man mehr?"

"Wie lange aber; es steht nicht gut hier, Servaz."

"Jetzt wird es besser werden. Jetzt hab' ich Muth, mein Herz ist so voll Freude über die Geliebte, — ich kann nicht kleinmütig sein. Komm', wir wollen ihr sagen, daß der Vater nichts gegen unsre Ehe hat."

"Was sollte er auch jetzt Vernünftigeres thun, Servaz. Aber er will Euch nicht sehen."

"Sein einziges Kind nicht sehen!? Das glaub' ich nicht! Der Zorn hält nicht vor, wir werden ihn uns wiedergewinnen . . ."

Britta weinte bitterlich, als ihr Tim sagte, wie er den Vater bei den Briefen der Mutter gefunden. "Es wird eine traurige Hochzeit," sagte sie, "ohne des Vaters Segen, aber Du, Mutter, Du siehst vom Himmel herab und verstehst Dein armes Kind! Trostle den Vater, Du kannst es weit besser als ich; Tim, Du wirst ihm ein Sohn sein, da er Servaz nicht annehmen will."

In der kleinen Kirche wurden sie still getraut. Britta war bis zu dem Tage bei der Tochter der alten Barbara gewesen.

Die Leute aus dem Dorfe sahen die Braut scheu und verwundert an; hatte sie doch für eine der reichsten Erbinnen der Umgegend gegolten, und nun opferte sie dies Alles, all' das gute Geld, denn sie kannten Hans Saatwinkel genug, um zu wissen, daß er nicht einen Groschen geben würde.

Servaz hatte alle Noth vergessen. Er lag selig mit Britta im Walde, wo die Sonnenstrahlen mit letzter Gluth über das rothe Heidekraut strichen. "Wenn ich Dich habe, Geliebte," wiederholte er immer, "frag' ich nichts nach anderem Reichthum! . . ."

Eine Fülle glühender Liebeslieder strömte ihm zu, er fühlte sich wie neugeboren. Er lebte auf seinem Gute im Monde. Tim brachte ihn etwas unsanft zur Erde nieder, zeigte ihm den verworrenen Knäuel seiner Angelegenheiten, selbst für einen praktischen Kopf eine schwere Aufgabe. Stopste man an einer Seite die Löcher zu, gingen sie an der anderen wieder auf.

Britta fand sich besser zurecht. Trotz ihrer Schwärmerei hatte sie eine sehr reale Seite vom Vater geerbt; auch war sie auf dem Lande zu Hause.

Schon nach ein paar Wochen ging Alles, was sie anbetraf, in gutem Geleis. Eine Frau mag aber noch so viel sparen, in der Landwirtschaft ist, was sie erwirbt, nur wie ein Tropfen gegen die Massen, mit denen der Mann rechnet.

Wenn man, wie Servaz, mehr ausgegeben, als man hat, kommt man ohne außerordentliche Glücksfälle nie wieder zurecht. Man beginnt, gegenüber großen Forderungen, kleine Gewinne gering zu schätzen und vergißt, daß die größten Vermögen meist auf kleinem Gewinn gegründet sind.

Das nächste Jahr kam ein derbes Bülbchen; sie tauften es Hans und hofften, den Vater damit herzuladen; aber er blieb hart.

"Geh' Du, wenn Du es nicht lassen kannst," sagte er zu Tim, "ich kann die Bettelwirtschaft und mein Kind mitten darin nicht ansehen. Auf allen Zähnen schreien die Späne schon das Ende aus, und er merkt nichts! Wenn er nicht schlecht ist, so ist er mir zu dumm. Für so Einen hab' ich nichts übrig, weder im Herzen noch im Beutel."

So hielt Tim den rosigen, kleinen Burschen, der aussah wie die sieben fetten Jahre der Bibel, über die Taufe. Britta blühte selbst wie eine Rose.

Alles war Wonne und Seligkeit. Abends, wenn sie auf der Veranda saßen, die mit Wein überhangen, weit über Wiese und Wald fort sah bis an das Meer, sagte die junge Frau:

"Sähe der Vater nur einmal, wie vergnügt wir sind, wie glücklich Du mich machst, Servaz; nur eins fehlt uns, er selbst."

Im nächsten Jahre gab es wieder Taufe. Diesmal ein Dirnchen, sie nannten es Dorothee, nach der Mutter. Sie baten den Vater nicht, sie wußten, er würde doch nicht kommen, und Britta weinte bittere Thränen, als sie ihrem Kinde den Namen der Mutter gab.

Bei der dritten Taufe, diesmal Zwillinge, hatte sie schon viele Thränen im Stillen geweint. Sie hätte nicht ihres Vaters Kind sein müssen, um nicht zu sehen, daß es mit ihnen bergab ging.

Die alte Barbara war zu ihr herüber gezogen, als ihr Knabe auf die Welt kommen sollte. Hans sagte, er wäre froh, sie los zu sein; er wolle keine Erinnerung, weder an die Tochter noch an die Mutter.

Mit der treuen Dienerin, die sie als Kind auf dem Arme getragen, konnte Britta Manches besprechen. Tim kam nur selten; er sah, daß Servaz einen Weg eingeschlagen, auf dem er nicht folgen und wo er nichts mehr helfen konnte.

Im letzten Jahre wurde noch ein liebliches Kindchen, die kleine Lissi, geboren.

Ein Haus voll Kinder, frische lustige Kinder, kann unmöglich trüb' und finster sein. Wenn man dies zwischendrin Spaziergang von fern hört, von nahe sah, wurde Einem vergnügt zu Muthe.

Hans hatte nichts davon wissen wollen, ihm war es ein Greuel, ein Leichtsinn sonder Gleichen, dabei froh zu sein. Einmal, als er ein Buchweizenfeld im Wald untersuchen ging, — Britta war jetzt acht Jahre verheirathet, — fand er ein derbes Bürschchen dort, bemüht, eine große Bulldogge am Halsbande zurückzureißen. Er erkannte natürlich gleich die Hexe und die Hexe ihn.

Achtlos, was aus ihrem Führer wurde, riß sie sich los und stürzte sich auf ihren alten Herrn, ihm die Hände ledend, außer sich vor Freude. Servaz hatte sie heute an die Kette gelegt, weil sie immer wieder nach Saatwinkel lief, natürlich gefolgt von Troll, — es gab zu gute Bissen dort, — den kleinen Sohn dauerte das Thier, er machte die Dogge los, und Britta erlaubte einen Spaziergang an der Leine im Garten. Natürlich gelang das schlecht, denn fort stürmte der Hund die Straße entlang, dem Walde zu.

Ohne daß er es sich recht gestand, that Hans Saatwinkel die Lieblosung der Hexe wohl. "Hunde," sagte er, "sind besser als die Menschen."

Der Junge aber, der in den Staub gerollt war, erhob sich empört und griff wieder nach der Dogge. Er kannte seinen Großvater nicht, wenngleich ihm die Mutter oft von ihm erzählte, wie gut sie es bei ihm gehabt, wie schön es dort wäre.

Hans wußte natürlich gleich, wen er vor sich hatte. Der stramme Bursche gefiel ihm.

"Der Hund war früher mein," sagte er, "wenn ich nicht rufe Geh", so zwingt Du Knirps die Bestie nicht."

"Das wollen wir doch sehen!" rief empört der kleine Hans und zerrte an der Kette, bis er und sie, beide in einem Knäuel am Boden lagen.

Vater Hans lachte. "Läß' sie doch laufen; du bist ja eine verteufelt muthige kleine Kröte!"

"Ich lass' nicht los!" schrie der Junge zornig. "Ich muß für die Hexe stehen. Als ich sie von der Kette befreite, versprach ich der Mutter, sie zurückzubringen." Er hatte sie damit fest im Halsbande und zerrte sie heimwärts.

"Da hast Du Recht," sagte Hans Saatwinkel, "was man verspricht, muß man halten." Er ging ein Stück mit, und dann rief er:

"Geh', Hexe!" Das Thier setzte sich heimwärts in Galopp, und der kleine Hans galoppierte mit wehenden Haaren hinterher.

Schmunzelnd sah der Alte dem Paare nach.

"Würde der hier erzogen, könnte ein ganzer Kerl aus ihm werden, aber so, — wiß' es Dir aus den Gedanken, Hans, von dort kann nie etwas Gutes für Dich kommen."

7.

Immer tiefer sank Dornbusch, und was schlimmer war, Servaz kam immer mehr aus dem Gleichgewicht, ein Hintendens sucht sich zu halten, wo es geht. Wie es in solchen Fällen immer geschieht, sammelten sich schon die Geier, die sich in die Beute theilen wollten.

Dicklops stand natürlich oben an. Auf listige Weise wußte er sich Servaz zu nähern, erst sein Mitleid erregend. Von der Seite war er immer zu gewinnen. Die Dicklöpse heulten im Verein mit ihrer Mutter, sie hatten kein Unterkommen.

Eines schönen Tages erschien die ganze Familie wieder auf Dornbusch; nur für ein Weilchen, bis er eine Stelle hat, erklärte Servaz, aber aus dem Weilchen wurde ein Jahr. Er war der Einzige, der doch immer noch Geld schaffte. Geld hieß eine Weile Ruhe.

Britta warnte und lagte. Oftmals aber verstimmt sie vor Servaz' sorgenschwerem Antlit. Er war nicht mehr derselbe. Düster, in sich gefehrt, konnte er nur auf Augenblicke seine sonnige Lustigkeit wiedergewinnen. Nie mehr sah er seine Muse oder das Gut im Monde.

Britta riet, Tim zu Hülfe zu holen, aber er wies sie rauh ab.

"Mit denen hab' ich nichts mehr zu theilen, sie verachten mich, wer weiß wie bald Du es auch thust."

Sie fiel ihm dann mit Thränen und Liebesverfischerungen um den Hals und sagte: "Nee, nie werd' ich das thun, ich lasse Dich besser, ich weiß, was Du werth bist!"

Tim bat für die Familie bei Hans, aber der wollte nichts hören.

"Es ist mir ganz recht, wenn Britta die Bitternisse solcher Lage kostet, sie soll sehen, was es heißt, so Einen heirathen! Von fern sieht es ganz anders aus, als in der Nähe. Läß' Du auch die Hand davon, wenn Du es nicht mit verderben willst. Dein gutes Geld ist so wie so verloren."

Schon das nächste Jahr brachte für Dornbusch das Ende. Es stürzte zusammen wie ein morschtes Gebäude.

Plaubliches Gefindel erschien, Gesichter, bei denen Einem für die Menschheit bange werden konnte.

Britta saß mit den Kindern in eine Ecke gedrückt, sie wäre fortgegangen, aber wohin?

Wie die Leute feilschten um jedes Stück und keiner dem Anderen etwas gönnen, mit welchem Undank sie Servaz' Gutmütigkeit lohnten.

Dicklops, den er frank verpreßt, trat hochmütig mit großen, leider berechtigten Ansprüchen hervor. Das Rez zog sich zusammen, welches er jahrelang gesponnen.

Ihm blieb Dornbusch.

Wie sich alles sofort von ihnen abwandte, um kriechend dem neuen Herrn zu dienen. Servaz ekelte die Sache an, am liebsten hätte er ihnen Alles vor die Füße geworfen und wäre mit seinem Stock ausgezogen in die weite Welt, — aber Britta, — die Kinder!

"Bei Tim hättest Du es besser gehabt," sagte er bitter, "ich habe Dein Leben verdorben."

"Nein! nein!" schluchzte sie, "unsere Liebe ist mein Leben, und die ist nur gewachsen in der Noth."

"Der Vater will Dich nehmen, Dich und die Kinder, sagte es Dir Tim nicht?"

"Und Du?"

"Ich, was ist an mir gelegen?"

"Ohne Dich geh' ich nicht; lass' uns lieber Alle zusammen bleiben, ich kann arbeiten."

"Arbeiten! als ob das genügte, habe ich nicht gearbeitet?"

"Zu spät, auf falschem Felde."

"Ich bin verloren, gib mich auf, rette Dich."

"Ohne Dich nie, nie, Servaz."

Am nächsten Tage rüstete sie Alles zur Abreise. Wie sie all die lieben Stellen zum letzten Male mit einander sahen; im Walde die Schlucht mit den Eichen, wo sie den Hochzeitstag zugebracht, ihr Herz voll Muth und Freude.

"Könnt' ich noch einmal wieder beginnen, Britta."

"Hier nicht, Servaz, hier würde es dasselbe sein."

Jedes Kind nahm Abschied von seinem Liebling, das zahme Lämmchen blökte ihnen nach. Der kleine Hans erwürgte Troll und die Hexe fast vor Zärtlichkeit, sie sollten nach Saatwinkel, solche Fresser konnten sie jetzt nicht brauchen.

Hans Saatwinkel schickte Tim noch einmal herüber, ließ anbieten, er wolle Hansi nehmen, aus dem Nestesten wolle er seinen Erben machen, wenn ihn die Eltern ihm ganz überließen, aber der Junge klammerte sich an Mutter und Vater.

"Wir bleiben zusammen, Tim," sagte Britta, "das ist das einzige Glück, das wir aus diesem Elend retten."

"Es ist hirüberbrannt, wie Alles, was sie thun!" erklärte Hans Saatwinkel empört.

Tim hatte ein kleines, baufälliges Häuschen auf seinem Gut, es genügte zum Unterkommen, das war alle Hülfe, die Servaz von ihm annahm.

"Geld kann ich Dir nicht zurückzahlen, — Gott sei Dank, daß Du aus dem Gut noch Deine Hypothek gerettet hast!"

"Du wirst wieder dichten, Servaz — Geld verdienen —"

"Auf Geld rechnen hab' ich verlernt, Tim. Ich hab' das Geld immer verachtet, nun rächt es sich an mir. Kannst Du nicht einen Schreiber brauchen? Früher lobte man meine Hand. Die kleinste Arbeit der Art wäre mir lieber, um mein Brod zu verdienen."

"Gewiß, Servaz, wenn Du Dich dazu erniedrigen willst."

"Erniedrigen! Es scheint mir für Einen, der am Riu steht, ein hoher Posten."

Am nächsten Tage richtete sich die Familie in dem elenden Hause ein. Tim war sehr unglücklich, daß sie nicht zu ihm auf das Schloß zogen.

"Läß' ihn nur," sagte Britta, "wir sind gesund, wir werden schon durchkommen."

Das Landhaus, in dem Tim wohnte, war ein schöner alter Bau, wie in Dornbusch, mit großer Veranda, auch sie hatte die Aussicht auf das Meer. Als es Britta und die Kinder zum ersten Male wieder sahen, jauchzten sie vor Freude.

Servaz war dabei, er schwieg. Britta aber sagte: "Wenn ich mich drüber müde geforgt und gewirthschaftet habe, komm' ich hierher zu einem frischen Athemzug."

"So oft Ihr wollt," antwortete Tim erfreut; "dagegen kannst Du doch nichts haben, Servaz? das ist eine Erquickung, die keinem einen rothen Heller kostet."

So saß sie mit den Kindern fast alle Abende dort.

Servaz kam nie. "Ich habe keine Zeit," sagte er, "und wenn die Arbeitsstunden vorüber sind, muß ich hinaus in Feld und Wald. Ich fürchte so wie so, Tim duldet mich bei seinen Rechnereien nur, ich mache nichts als Noth und Verwirrung. Sag' es nur offen, Tim, ich bin unbrauchbar."

Der Freund wollte es nicht Wort haben. "Du wirst Dich einarbeiten," sagte er. "Du müßtest Dir nur mehr Muße gönnen, mit uns fröhlich sein. Schreibe etwas Anderes, dichte auch, das bringt Geld."

"Ich kann das nicht mehr," sagte Servaz muthlos. Er sah die Kinder, wenn er von seinen ruhelosen Streisereien nach Hause kam, vergnüglich auf dem Balkon sitzen; sie hatten eine wahre Leidenschaft für Tim, der ihnen tausend kleine Freuden bereitete. Britta machte sich nützlich durch allerlei kleine Verbesserungen, Veränderungen, wie sie nur einer Frau einfallen. Alle schienen befriedigt, glücklich, er allein der Ausgestoßene. Der Engel mit dem feurigen Schwert, sein Gewissen, stand davor. Hans wußte bald besser Bescheid, als sein Vater in der Landwirthschaft, konnte genau herzählen, wie viel Vieh auf dem Hofe, wie viel Füder in der Scheune, was und wie bestellt wurde. Er war der genaue Abklatsch seines Großvaters. Britta und Tim bauten manches Lustschloß darauf.

"Wenn er jetzt älter geworden ist, nehme ich ihn nicht mehr," antwortete Hans Saatwinkel. "Dann ist er schon durch seinen Vater angefeindet. Pstui, sich bei Dir durchfüttern zu lassen! Es ist eine Schande! Denn daß Du ihn brauchen kannst, wirst Du mir nicht weisz machen. Wer seine Pflicht in einer Art versäumt, der versäumt sie überhaupt im Leben."

Servaz fühlte zum ersten Male wie Hans Saatwinkel. Ja, es war eine Schande, und er ertrug dies Leben nicht länger. Düster und verstimmt ging er neben den Fröhlichen her. Keine Lieblosung seiner treuen Britta konnte ihm helfen. Sie mußte es sehen, daß er werthlos war neben Tim.

Oftmals stand er im Walde am See und wünschte sich drunter oder weit, weit fort mit den Seinen, wo kein Mensch ihn und sein Schicksal kannte. Umsonst überlegte er hin und her, wie es zu machen wäre, ohne der Frau und der Kinder Existenz in Gefahr zu bringen.

Auf keine Weise ging es. Die Kinder fingen an, scheu vor ihm zu werden, selbst die prächtige kleine Lisi, sein Liebling, die ihm gleich wie ein Wassertropfen dem anderen, und der die Reime zuströmten, freilich noch ohne Sinn, gerade wie ihm in seiner Kindheit.

In einer heimlichen Stunde suchte Servaz sein Trauerspiel wieder hervor. Er erkannte sich darin nicht mehr. Alles war ihm tot, Alles fremd. Das Leben war aus seiner Kunst gewichen. Auch sie braucht Arbeit als Untergrund, wie die Pflanze Erde. Er hatte das Feld brach liegen lassen und das, was er bearbeiten wollte, trug ihm Disteln und Dornen.

Sehnsüchtig jah er zum Monde empor in den vielen schlaflosen Nächten, aber kein Flügel trug ihn mehr hinauf . . .

8.

Der Winter stand vor der Thür. Die schönen Sommervergnügen drüber bei Tim hatten aufgehört. Eng an einander gedrängt, führte die Familie ein lärmliches Dasein; das kleine Haus war feucht, der Schwamm zeigte sich. Tim beschwore täglich Servaz, herüber zu ziehen, wo ganze Gemächerreihen leer standen.

Traurig schüttelte er den Kopf. Endlich bat Britta in Angst um die Kinder selbst darum.

"Ich kann es nicht," antwortete er, "willst Du Dich von mir trennen? gut! Das Brod der Armut ist bitter genug, um reichgedekten Tische könnte ich's nicht essen. Verstehst Du das nicht, oder verachtst Du mich so, daß Du meinst, ich fühle es nicht?"

"Der Kinder wegen," bat sie, "es ist so feucht. Der Arzt sagt, sie brauchen mehr Wärme, besonders Lisi."

"Geh' doch!" sagte er muthlos, "ich halte Dich nicht."

Darauf blieb sie.

Eine Weile hielt sie tapfer aus, als Lisi aber immer elender wurde, geriet sie in Verzweiflung; ein nie gelernter Gross wuchs in ihrer Brust gegen Servaz. Je näher sich die Herzen sind, desto schneller fühlen sie jede Regung. Es war die unglücklichste Zeit ihres Lebens.

Manches unausgesprochene Wort hörte seine Seele; sie sind wie die Dämonen, die lauernd im Hintergrunde warten, bis der Augenblick kommt, der ihnen Gewalt giebt. Dann nehmen sie Gestalt an in verlebenden Reden, in giftigen Anspielungen und sind fortan da, nicht wegzuleugnen, und nur eine lange, oft sehr schwere Buße kann von dem Banne lösen.

Es kam der Tag, an welchem Britta Servaz sagte, er habe kein Recht, sie zu hindern, die Hülse anzunehmen, die er selbst nicht geben könne. Die armen Kinder durften unter seinen Fehlern nicht leiden.

Es gab eine heftige Scene, nach der Britta erklärte, noch heute brachte sie Lisi hinüber, der Arzt hielte es für die einzige Rettung; er könne ja nachher thun, was er wolle.

Sie schickte die anderen Kinder voraus, damit doch wenigstens Ruhe würde; Tim kam.

"Wir werden Lisi mit Gottes Hülse durchbringen," sagte er, "komm mit mir."

In dieser Nacht wachte Servaz bei der Kleinen; erst morgen durfte sie hinüber.

Britta war hinausgegangen, etwas zu besorgen.

Ein Lämpchen beleuchtete Lisi's liebliches Gesicht.

"Mein Herzblatt," sagte Servaz, "Du hast zu viel von mir, vielleicht ruft Dich Gott deshalb ab; — könnt' ich mit Dir gehen!"

Da öffnete das Kind plötzlich die Augen; als es

den Vater am Bett sah, lächelte es, zog seinen Kopf

zu sich herab, küßte ihn und flüsterte: "Hab' Dich lieb,

so lieb!"

"Und ich Dich, Lisi, und muß doch fort!"

"Wiederkommen," sagte das Kind.

"Ja, Lisi."

"Wann?" fragt die Kleine.

"Wann Gott will," antwortete er.

Er hörte die Thür gehen und schlich leise hinaus.

Der Mond schien hell hinein.

Ich kann Britta nicht wiedersehen und kann doch nicht fort, ehe das Kind besser ist. Er wanderte in der Nähe umher.

Als die Mutter Lisi allein stand, zürnte sie von Neuem Servaz.

Nicht einmal eine Viertelstunde kann man ihm sein eigen Kind anvertrauen.

"Wiederkommen," flüsterte Lisi, "Vater wird wiederkommen."

Als er Abends spät nicht da war, wurde Britta Angst, sie wartete noch eine bange Nacht. Sie zog mit dem Kinde hinüber. Tim versprach, Alles nach Servaz zu durchforschen. Keiner hatte ihn gesehen.

"Er muß in der Nähe sein," tröstete er, "habe Geduld mit ihm, wie könnte er Euch verlassen, ehe er weiß, was aus Lisi wird."

Aber Servaz kam nicht wieder. Morgen und Abend wechselten, er blieb verschwunden. Immer höher stieg Britta's Unruhe. Das Kind war besser, sie hätte warten sollen. Wie viele Kinder lebten und wurden groß unter weit schlimmeren Bedingungen. Die bösen Worte, die sie ihm gesagt, brannten sie selbst am meisten; wenn sie, die ihn von Grund ihres Herzens liebte, so hart mit ihm sein konnte, wie hart würden Fremde sein. Sie weinte ganze Nächte durch, daß klein Lisi erwachte, ihr Händchen ausstreckte und fragte, weshalb.

"Um Vater," antwortete sie.

"Wird wiederkommen," tröstete das Kind.

Bei Tage ging Britta still und fleißig der Birthschaft nach; bald begriff Tim nicht, wie er das Leben ohne sie, ohne dies liebe Gesicht, diese geschickte Hand, ohne diesen erfrischenden Kinderjubel, ertragen sollte.

Gedanken scheuchten ihn, die er mit Abscheu von sich wies. Wie die Versucher troten sie vor seine reine Seele, und bald sehnte er sich nach Servaz, fast ebenso sehr als Britta, um ihn von diesen wilden Wünschen zu befreien.

Hans Saatwinkel hatte sich eingefunden, sobald er hörte, daß Servaz sie verlassen.

"Es ist das einzige Bernünftige, was er je gethan hat," sagte er zu Tim.

Erst freute sich Britta; als er aber in seiner Empörung Servaz schlimme Namen gab, schlich sie scham von dannen, sobald sie ihn kommen sah.

Servaz war wirklich nicht weit, fast immer draußen; der Wintersturm that ihm wohl, im Unwetter wurde er ruhiger.

Nachts verbarg er sich in dem kleinen Hause; sie hatten es oft durchsucht und ihn doch nie gefunden.

Er schlich spät Abends um das große Gebäude herum, sah durch die erleuchteten Fenster, sah Britta in diesem Gespräch mit Tim, hörte der Kinder Lachen. Ein Mal begegnete ihm Hans Saatwinkel. Beide stöhnten, als sahen sie einen bösen Geist.

Hans fand zuerst Worte.

"Sie werden Britta in Frieden lassen," sagte er drohend, "sie ist glücklich und zufrieden, ebenso die Kinder, — hören Sie mir? —"

Bon drinnen tönte lauter Jubel.

"O hätte mein Kind auf mich gehört. Tim ist ein anderer Mensch als Sie!"

"Ich werde Ihr Glück nicht stören, aber ich glaube nicht daran!" rief Servaz. "Es gibt eine Liebe, von der Sie keine Ahnung haben, eine Liebe, wie sie nie zwischen Ihnen und Ihrer Frau, Ihrer Tochter bestand! Diese Liebe aber war unser; hat sie Schuld oder Mißgeschick getötet, kann kein Blick an ihre Stelle treten. Arme Britta! Am Wohlleben ihrer Kinder kann sie sich noch freuen. Ich kann es ihr nicht schaffen, darin haben Sie Recht, werde es ihr aber sicher nicht nehmen."

Er verschwand in der Dunkelheit.

Hans sah ihm nach: "Ein wunderlicher Kauz! Nun, wenn es nur Britta wieder gut geht!"

Servaz packte zusammen, was er noch hatte; es reichte, um in die Stadt zu kommen, freilich wärlich genug.

Barbara, die etwas im kleinen Hause suchen kam, ging mit einem Licht darin herum; er wußte, sie würde

ihn nicht verrathen. Sie hatte ihren freundlichen Herrn wirklich lieb gehabt, und auch jetzt waren ihre Gedanken bei ihm.

Einen besseren Vater für unsere Kinder finden wir doch nicht, dachte sie, sorgsam immer auf ihr Bestes gerichtet; freilich Geld konnte er nun einmal nicht schaffen, — wenn das eine Sünde ist . . . Schlimm ist es freilich, da Alles in der Welt danach geht. Der Großbauer drüber, der so prozig thut, was hat der aus seinen schönen Buben und Mädchen gemacht, liederliche Schlingel und pustifürtige Narrinnen. Das macht auch das Geld.

Und die Alte kommt nicht zu Stande kommen, ob es etwas Gutes oder Schlechtes sei.

Sie nahm ihr Gesangbuch, wie sie immer in solcher Weise that und las:

"Was sind dieser Erde Güter?
Eine Hand voller Sand,
Kummer der Gemüther!"

Als sie aufsah, stand Servaz vor ihr.

"Gott sei Dank, daß Sie da sind, gnädiger Herr!
Nun wird Alles gut."

"Still, Barbara, ich kann nicht bleiben, ich muß fort.
Sag' Niemand, daß Du mich gesehen, es würde sie unglücklich betören. Ich komme wieder und hole Euch Alle nach. Such' einige Sachen für mich zusammen."

Mit zitternden Händen machte sie ihm ein Bündel, viel war es nicht.

"Darf ich es tragen?" fragte sie, "es ist weit bis zur Station?"

"Nein, Barbara, mich drückt es nicht, Du weißt, es ist die geringste Last, die ich trage."

"Ob ich es weiß!" schluchzte die Alte, "die Hände möchte ich Ihnen unterlegen, gnädiger Herr, es ist solch ein harter Weg!"

"Eben darum mach' ich ihm besser allein; pfleg' mir nur die Lisi, sie sieht noch so schmal aus!"

Er ging zum Thor hinaus; sie stand lange und sah ihm betrübt nach.

"Soll ein guter Herr!" murmelte sie, "soll ein lieber Herr, und muß so unglücklich sein!"

Servaz wanderte mühsam weiter bis zur entfernten Station, ihm war als trug ihn jeder Schritt weiter von dem Herzen Britta's und Tim war ganz nah. Nicht als ob er etwas fürchtete, aber die süße Gewohnheit täglichen Zusammenlebens mußte sie einander unentbehrlich machen, während er —

An einem grauen Morgen trat er in die Thore der Stadt, aus der er so fröhlich ausgezogen. Er wanderte durch die Straßen. Ja, da stand noch das alte Haus, er sah hinauf zu seinem Stübchen. Der Alazienbaum war abgehauen, wahrscheinlich, weil der letzte Zweig vertrocknete.

Die Wirthin stand in gewohnter Frische inmitten ihrer Mägde und ordnete den Tag an. Ihre immer rosig Wangen erglühten in der Kälte.

Sie schrie auf, als sie ihn sah.

"Gnädiger Herr, welche Freude! Nicht wahr, wer die Stadt gewohnt ist, kann sie doch nicht ganz vergessen. Welch ein Jammer, daß Ihr Stübchen nicht frei ist, aber freilich, solch ein reicher Herr!"

(Schluß folgt.)

Rauchdruck verboten.

Am Ziel.

Von Frida Schanz.

Im Garten, auf den glatten Rasenplätzen,
Sah ich die schlanken Knaben oft beim Spiel. —
Im raschen Wettkampf nach gestecktem Ziel
Galt es, die Kräfte messend abzuschätzen.

Oft stahl sich dann das Schwesternchen herzu.
Sie wollte auch dabei sein; sie begehrte
Auch ihre Kraft zu messen. — Wie man wehrte
Und spottete und schalt, sie ließ nicht stuh.

Doch sie die Peitsche immerdar geblieben,
Trotz ihrer heißen Mäh', nahm sie gar schwer,
Wiel schwerer, viel mal ernster, als nachher
Die Krankheit, die sie in den Tod getrieben.

Gar hold trug sie die Schmerzen, die sie litt,
Und auch das Sterben hat sie hold getragen.
Ihr letzter Seufzer nur schien bang zu sagen:
Ich werde müd'! Ich spielle nicht mehr mit!

Dann lag sie lächelnd, wie nach heitrem Spiel,
Im schmalen Bett, von lauter Duft umspunnen,
Als sprach sie: Ich habe doch gewonnen!
Seht ihr, nun bin ich doch zuerst am Ziel!

Nachdruck verboten.

Tscheika's Ausflug nach Gök-Su.

Aus dem türkischen Frauenleben von Gottfried Albert.

Bei der Stange des Galata-Thurmes weht der Halbmond; es ist Sonntag. Die ganze Woche haben die Hanums davon gesprochen und sich verabredet über den Ort, wo sie die wenigen Stunden der Freiheit und Ungebundenheit zu bringen wollen, die ihnen heute vergönnt sind. Fatimi Hanum mit ihren Töchtern, der sanften Tscheika und der kleinen Mewura, sind mit ihrer alten Tante sonst immer hinauf gefahren nach Kiahat-hanó, den süßen Wassern

mutter-Witwe. Welch' eine Freude macht man ihr! Sie läßt jögleich der hochäugigen "Araba" mit den alterthümlich geschnittenen Seitentheilen und dem rothen Baldachin die schönen Ochsen vorspannen, denen der Stallnacht, ein stämmiger Albaneje in bunter Leibbinde und goldgefrästes Jade und breitem Turban, — denn die Großmutter kann das Herz nicht leiden, — gewirkte Stirnbänder umgethan und blonde Perlenketten um Hals und Hörner geschlungen hat. Dann fährt man hinauf nach dem Gök-Su, in's Thal des Himmelswassers. In zwei Minuten haben die Slavinnen den Teppich über die Strohmatte ausgebreitet, die der Kaledschí diensteifrig heranschleppte.

"Nun, Kleine, was meinst Du, ist es hier oben nicht gut? Tschadschum, burasi güsel dir?" schmunzelte die Tante.

"Ewert, wali dem, tschok güsel dir, tschok choschuma gitdi!"

Sie sieht die buntsarigen Gruppen der Damen ringsum; die leidenden Haltenoben und bunten Sonnenschirme glänzen im Schein der Sonne; lautes Lachen und Plaudern füllt die Luft, nur Tscheika nimmt keinen Anteil daran.

Gegen sechs Uhr paßt man zur Heimfahrt auf; es ist wohl noch früh, aber die Schiffe müssen vor Sonnenuntergang im Hafen sein und die Muhammedanerinnen zu Hause. Wenn das auch der jüngeren Generation nicht mehr recht paßt, so hat es doch die Tante nie anders gelaufen und möchte es auch nicht anders haben, aber daß es im Kiahat-hanó kurzweiliger sei, gestehst sie auf der Heimfahrt selbst, und nächsten Sonntag möge man wieder dorthin gehen. „Inshallah! so Gott will!“ sagt die Mutter, und die schöne Tscheika zieht den Hauchmal über den erglühenden Wangen zusammen...



Bilder aus dem türkischen Frauenleben: Landpartie im Ochsenwagen. Von Th. von Gedenbrecher.

Nachdruck verboten.

Charlotte von Schiller und ihr literarisches Schaffen.

Von Julius W. Braun.

von Europa, und schon seit aller Frühe trippelt die Kleine mit ihrer aufgeputzten Slavine im Hause herum und freut sich auf die Ausfahrt.

Wie hüpf't ihr jedesmal das Herz, wenn sie in der hübsch überdachten Karre das „goldene Horn“ hinausfliegt in Gesellschaft zahlloser, zierlich gebauter Fahrzeuge, welche das Wasser beleben. In Kiahat-hanó gibt es stets so kostbare Unterhaltung; dahin kommen auch ihre Freundinnen, und dann wird gelacht und getanzt.

Mewura, Du kleine Blauäugige, heute hast Du die Rechnung ohne die Launen der wunderlichen Tante gemacht: ihr ist die Welt dort zu modern geworden!

„Wie magst Du noch den altmodischen Feridsche“ umlegen?“ sagte lebhaft eine Freundin zu ihr, die zwar auch nicht jünger ist, als sie, die sich aber zum Entsegen der frommen Tante ganz fränkisch emancipirt hat. Sie streift sogar den „Faschmal“ zurück und schlägt kaum die Augen nieder, wenn ja ein leder fränkischer „Rusijo“, ein Tschelebi, an ihr vorüberstolziert.

Nein, ihre Richt'e soll ein solches Beispiel loher Sitte nicht mehr schauen, das schwur die Tante, und darum geht es heute nach dem Bosporus hinauf. Mutter Fatimi konnte zwar die Tante auch nicht recht begreifen und wäre lieber für einen Ausflug nach Feuerland am Marmara-Meere gewesen, aber auch dort sei die sittsame Umhüllung des Feridsche aus der Mode gekommen, und man hat schließlich der alten Frau nachgeben müssen. So steuerte man denn auf einem Dampfer der Schirlet-i-Hairije von der Karaköy-Brücke hinüber nach Kandilli am osmanischen Bosporus-Ufer. Dort wohnt die reiche Groß-

jauchzt Mewura, indem sie auf ein bekanntes Mädchen zueilt, welches sie hier wider Erwarten antrifft.

Es giebt für die Aelteren überall Bekannte, und eine neue Freundschaft anzutun, fällt der Türlin auch nicht schwer. Man läßt sich auf den Teppich nieder, der kleine Strohstuhl (Sekeli) wird zur Seite gehoben, die Slavine schleppt einen Krug voll Wasser herbei, man kostet und prüft: „Entschieden besser als Kiahat-hanó Su,“ meint die Tante. „Und welche frische Luft vom schwarzen Meere her! Wie lacht das Grün der Berge, und wie frei wird das Herz!“

Ja, das Herz! ach jüreim! Tscheika's Herz ist in Kiahat-hanó. Man ruft nach dem graubärtigen Selwadshi: er soll süße Speise aus Honig und Sesam, fünfzig Dramm Helwa abwiegen; aber Tscheika mag sie nicht, und auch die Trauben, welche die Mutter geliebt hat, schmecken ihr heute sauer. Selbst der Appetit, mit welchem die süße Mewura den frischvergängen Simit, das runde, mit Seidentörnern bestreute Gebäck, verzehrt, das sie für zehn Para vom Holzsetler des Simidschi genommen, vermag ihre Lust nicht zu reizen.

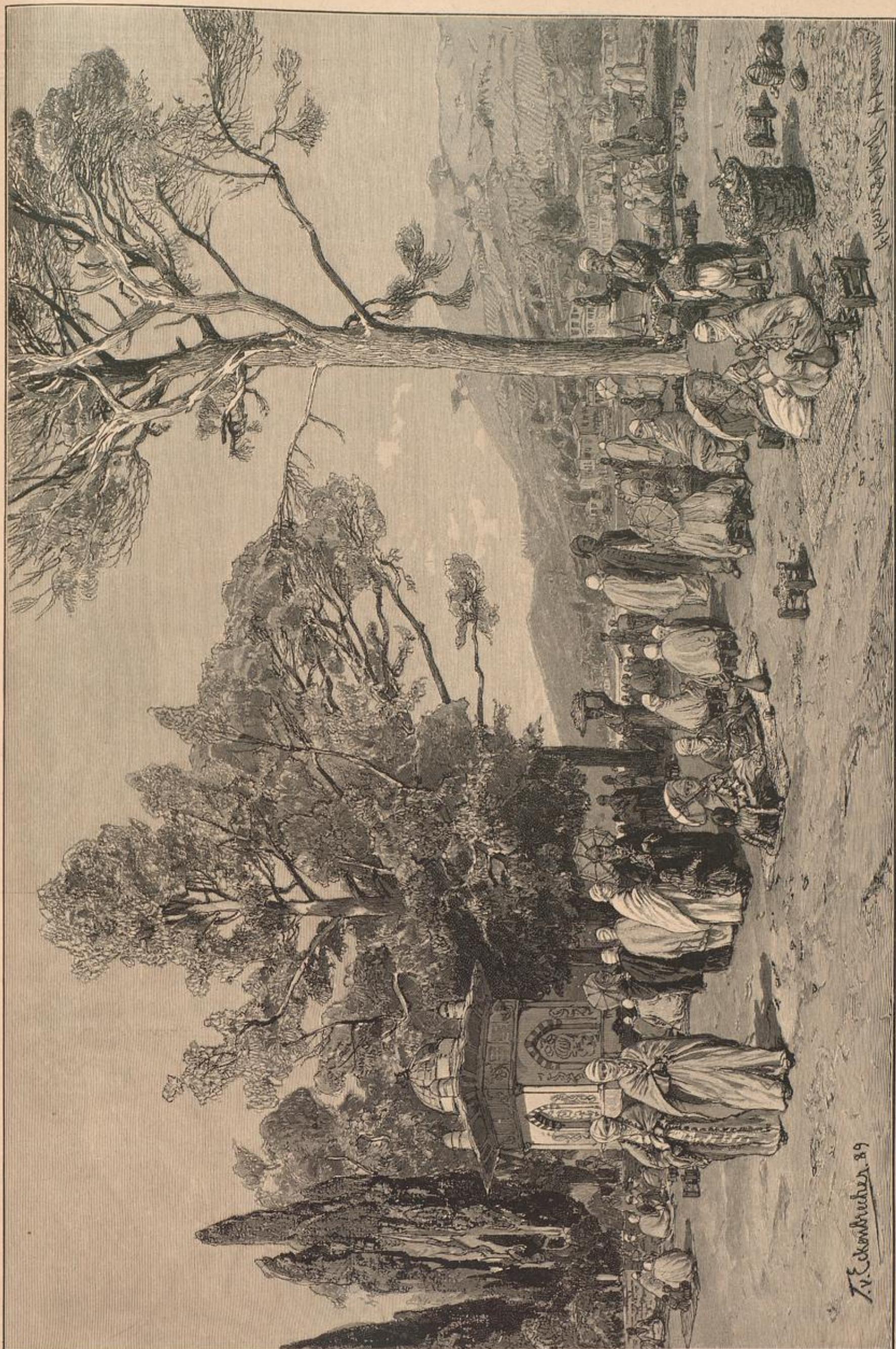
„Tscheika,“ schneidelt die besinnerte Tante, „mein Leben, mein Auge: ein Stück Lotum?“ Und die Mutter blickt ihr trübes Tochterchen vorwurfsvoll an.

Da steht auch schon der rosenrote Lotum, das zarte Zuckerzeug, in zierlichen Stückchen auf dem blumigen Teller. Das Mädchen lächelt verbindlich, und ihre blauen Finger greifen danach; jetzt einen Trunk Himmelwasser: Tscheika läuft es fast über das Herz!

„Meine Perle muß sich vorigen Sonntag an den süßen Wassern von Europa erkältet haben,“ sagt die Tante.

Charlotte von Schiller und ihr literarisches Schaffen.

Ein lange Zeit hindurch galt es als unwiderlegliche Thatjache, daß Schiller's Gattin Charlotte eine unbedeutende, geistig weit unter dem großen Dichter stehende Dame gewesen sei, die ohne jegliches Verständniß für höhere Interessen kaum für etwas Anderes Sinn gehabt habe, als für ihren Haushalt, ihren Puz und gesellige Vergnügungen; es ist ihr sogar die Kleinlichkeit untergeschoben worden, sie habe den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar dazu gedrängt, für Schiller den Adel beim Kaiser auszuwirken, damit sie selbst, als geborene Adelige, zu den Höflichkeitkeiten wieder offiziell Zutritt erlangt, dessen sie doch durch ihre Ehe mit einem Bürgerlichen verlustig gegangen war. Lotte tanzte sehr gern, und diese unschuldige Neigung wurde denn wohl auch, zur Leidenschaft aufgebaut, unter den Motiven genannt, weswegen sie des Hofes nicht habe entbehren mögen. Ebenso wie heute noch, trotz der mancherlei Ehrenrettungen, gemeinhin so grundsätzliche Ansichten verbreitet sind über Goethe's Christiane, pflegt man sich häufig auch ein ganz verfehltes Bild zu machen von der Lebensgefährtin Schiller's. Aber hätte wohl ein Mann, wie Schiller, sein Herz und seine Hand einem hausbekannten, vergnügungsliebigen, eitlen Weinen schenken können?



T. Eckendorfer. 89

Bilder aus dem tilokaraj. Frauenleben: Unstung nach Göf-Su. Von Th. von Gedenbreyer. — Seite 116.

Mehr und mehr wird denn auch, hauptsächlich infolge der mannigfachen Veröffentlichungen von Briefen aus ihrer Feder, der Zerithum über Charakter und Wesen von Schiller's Gattin Anfichten Platz machen müssen, die der Wirklichkeit entsprechen. Wer Charlotte von Schiller aus ihren vertraulichen christlichen Neuerungen kennen lernt, wird bald so viel schöne, wahrhaft weibliche Eigenschaften in ihr entdecken, um unparteiischen zeitgenössischen Urtheilen über sie beizustimmen, die darin gipfeln, daß gerade Lotte und ihr echt frauhaftes Walten und Wirken an der Seite Schiller's, ihr verständnisvolles Eingehen auf seine Intentionen, um den Dichter jene Atmosphäre reinen Glücks verbreite, in der es ihm möglich wurde, trotz steter Kramlichkeit, trotz fast unaufhörlicher materieller Sorgen, seine unsterblichen Schöpfungen hervorzubringen.

Lottens Jugend fiel in jene Epoche, welcher ganz besonders durch Goethe's *Werther* der literarische Stempel aufgedrückt ist. Um so wohlbünder muß es berühren, wahrzunehmen, wie es ihrem klaren Verstande, ihrem sicheren Gefühl für das Schöne und Wahre gelungen ist, sich von der sentimental Schwärmerie freizumachen, die damals alle Gemüther beherrschte, und der sie ja natürlich auch ihren Tribut hatte darbringen müssen. Lotte von Lengefeld und ihre ältere Schwester Karoline, nachmal Frau von Wolzogen, beschäftigten sich viel mit Literatur; sie lasen deutsche, französische und englische Werke und gaben ihren Empfindungen über das Gelesene gern schriftlich Ausdruck. Während einer Schweizerreise 1783/84 führte Lotte ein Tagebuch, das sie auch später noch zuweilen zum Bertranten ihrer innersten Gedanken macht. Es sind keine Backisch Ideen, die sie da niedergeschrieben; es sind im Gegentheil oft ernste Reflexionen, tiefe Betrachtungen, die man von einem jungen Mädel zwischen 17 und 24 Jahren am allerwenigsten erwartet.

Die ersten poetischen Versuche Lottens, welche uns bekannt geworden, stammen aus dem Jahre 1785. Die damals Neunjährige ergeht sich in Klagen über die Trennung von einem ihr thueren Wesen. Eines dieser Gedichte hat folgenden Schluss:

Wie der Schmetterling umschwirren
Wir der Freude Blume; aber sie verschwindet
Gleich der Blüthe, die den Strand umwindet.
Ach, bald zeigt ein ödes, dürres Land
Uns, daß Alles, — Alles Unbeständig."

Vielleicht versuchte sich Lotte auch im Uebersetzen. Während der ersten Zeit ihrer näheren Bekanntschaft mit ihrem späteren Gemahl, 1788, als dieser einen Sommer in Böhlstädt und Rudolstadt zubrachte, waren es besonders die durch *Werther's* Leiden erst noch recht populär gewordnen Gesänge Ossian's, mit welchen sich das junge Mädchen beschäftigte. Um ein zuverlässiges Urtheil über dieselben zu erlangen, legte sie Schiller Proben ihrer Kunst vor. „Es fällt mir eben ein,” schrieb sie Mitte August 1788 an den Freund, „dass Sie gestern meine Uebersetzung aus dem Ossian sahen wollten, ich schickte sie, im Bertrauen auf Ihre Güte, dass Sie nachrichtig gegen mich sind; ich sehe mehr an die Gefühle, die sich dabei in meiner Seele erheben, als auf die Pünktlichkeit des Ausdrucks, der wohl oft fehlerhaft sein mag.“ Es war „Euchullin's“ Tod“, das englische Gedicht in Prosa überzeigt. Nach einigen Tagen erwiderte Schiller: „Ich habe hente schon recht oft Ihrer gedacht, und in Ihrem Euchullin habe ich auch gelesen. Es sind Feinheiten in gewissen Stellen der Uebersetzung, die das Gepräge Ihrer Seele tragen und vielen anderen würden entgangen sein.“

Am 29. December 1788 meldet Lotte dem inzwischen nach Weimar zurückgekehrten Freunde: „Ich habe jetzt wieder etwas aus Ossian fertig, ich werde es Ihnen durch den Boten schicken.“ Und Schiller, der gerade in diesen Tagen seine Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Universität Jena erhalten, antwortete am 3. Januar 1789: „Zuerst danke ich Ihnen für das Ossian'sche Lied“ — (Calthon und Colmala) — „das Sie sehr glücklich gewählt haben. Es überraschte mich, da ich mich nicht erinnere, es schon gelesen zu haben, und Ossians ganzer Geist atmet dorin. Alles ist so rein, so edel in seiner Schilderung.“ Tengal sah von der Jagd und sandt die lieblichen Fremden. Sie waren wie zwei Lichtstrahlen in der Mitte seiner Halle.“ Welcher Dichter hätte dieses schöner sagen können! Auch die feinste Bescheidenheit ist Ossian eigen. Wie leicht schwelt er am Schlusse des Gedichtes über seine eigenen Thaten hin, die er uns nur in den Folgen merken lässt, nicht schildert! Es freut mich, dass Sie diesen schönen Dichter getretenbleiben und sich auf die beste Art, die möglich ist, durch Uebersetzungen mit seinem Geist familiarisiren. Endlich werden Sie noch ein ganz Ossianisches Mädel! Die Uebersetzung — trippelt der Dichter dann, — „ist ungezwungen und thut dem Original durchaus keine Gewalt an. Etwas weniger Wort-Berzeugungen und einige Bindewörter mehr, die die kurzen und abgebrochenen Sätze angenehm in einander fügen und verschmelzen, — so wird die Uebersetzung ganz harmonisch fließen. Als dann muß ich Ihnen wegen der metrischen Besserung, die ich in den n und m wahrnehme, meinen Glückwunsch abstellen. Jetzt würde ich Sie Ihnen ohnehin nicht mehr passen lassen können, denn was ein Dichter schließlich verzeiht, darf ein Professor nicht mehr so hingehen lassen.“

Mit der Orthographie stand Lotte nämlich einigermaßen auf dem Kriegsfuß. So „originell“, wie etwa diejenige Blücher's, war die ihrige freilich nicht, aber es prägte sich doch allzu sehr der Thüringer Dialekt darin aus, namentlich in Bezug auf die Endungen.

Am 22. Februar 1790 wurde Lotte Frau Professor Schiller. In den ersten Jahren ihrer Ehe scheint sie sich selbständig nicht literarisch beschäftigt zu haben, mindestens finden sich Anhaltspunkte für diese Annahme nicht vor. Um die Zeit, da Schiller am Wallenstein arbeitete, scheint jedoch Lotte ihre frühere Liebhaberhaftigkeit, — Ueberzeugen, — wieder aufgenommen zu haben. Sie übertrug eine Anzahl französischer Erzählungen ins Deutsche, in der Absicht, sie pecuniär zu verwerten. Leicht scheint ihr die Arbeit diesmal nicht geworden zu sein, sie wußte immer noch bald hier, bald da etwas zu verbessern, und hatte schließlich doch nicht den Ruth, sich zur Autorität zu bekennen. Die Erzählungen erschienen anonym, aber Schiller konnte doch durch dieselben ein gegebenes Wort einlösen, oder doch ein Aequivalent dafür bieten. Dem Verlagsbuchhändler Cotta in Tübingen hatte er nämlich für die Zeitschrift „Flora“, und dem Verlagsbuchhändler Unger in Berlin für das von ihm neu begründete „Journal der Romane“ Beiträge aus eigener Feder zugesagt und beide Male, auch für den Fall, daß sich bei ihm selbst „Stoff und Stimmung zu etwas passendem“ nicht einfänden, in Aussicht gestellt, „etwas geeignetes von fremder Hand“ mitzuteilen, „kleine Erzählungen, die für den Horen“ zu spät eingedendet worden.“ An Unger schrieb

Schiller unter'm 11. April 1800 wörtlich: „Einstweilen, bis ich mit einem eigenen Beitrag heranrücken kann, ... sende ich Ihnen etwas von fremder Hand, das mir mitgetheilt und von mir durchgelesen worden. Es ist eine allerdings interessante Erzählung, die in der Sammlung kleiner Romane keine schlechte Figur machen würde. Eine zweite Erzählung, die ich aber noch durchzuhören habe, wird in kurzer Zeit folgen. Ich habe dem Verfasser in Ihrem Rahmen zehn Louisd'or für eine jede verprochen, da beide ohnefecht von derselben Größe sind, und hoffe, daß Sie meine Zusage, die Ihrem eigenen Antheiten gemäß ist, ratifizieren werden.“ Das mit diesem Schreiben eingefandene Manuscript war „Autum und Manon“, und ist abgedruckt im 3. Stück des Journals der Romane, Seite 217 bis 288.

Gelegentlich seiner Reise zur Buchhändler-Ostermesse 1799 nach Leipzig hatte Cotta einen Besuch bei Schiller in Jena abgestattet, und damals schon hatte dieser geäußert, „man“ habe ihm einige Erzählungen zum Abdruck in den „Horen“ und eventuell in einem anderen Blatte übergeben, die er aber zuvor selbst noch durchsehen und corrigiren wolle, um sie „mit Anstand empfehlen zu können“. Am 12. October 1799 fragt der Dichter nun bei Cotta an, ob er ihm jetzt die eine oder andere jener Erzählungen für die „Flora“ senden solle, doch sei es ihm wünschenswerth, wenn Cotta „abschläglicher Weise gleich etwas bezahle, den Bogen I Carolin“; „jetzt muß ich sie weggeben“, entschuldigt er sich, „um sie zu Gelde zu machen an Sie oder an Unger, denn der Ueberleger hat bisher aus meinem Pentel gelebt...“ Die Erzählungen werden zusammen 18 bis 20 Bogen ausmachen, und so viel Carolin werde ich mir also, wenn Sie das Manuscript erhalten haben, ausbitten.“ Erklärt fügt er schließlich hinzu: „Es ist in den letzten Monaten viel über meinen Pentel hergegangen.“ Er meinte damit die Ausgaben anlässlich der schweren Krankheit Lottens, von welcher dieselbe bald nach der Geburt der ältesten Tochter Karoline (11. October 1799) befallen wurde und die sie in Lebensgefahr brachte, sowie die Kosten der am 3. December ausgeführten vollen Uebersiedlung von Jena nach Weimar. Am 20. December sandte Cotta die gewünschte „Abschlagszahlung“ ab, nämlich „für 20 Bogen Erzählungen a 11 fl. — 220 fl.“; jedoch noch am 12. Januar 1800 mußte Schiller „bitten, wegen der Erzählungen nur noch ein vierzehn Tage Geduld zu haben“, er sei hier gar zu sehr genützt, weil er keinen rechten Copisten haben könne, denn „die wenigen Scribaxe, die sie hier haben“, so schreibt er, „bedächtigt das Theater.“ Am 5. Februar endlich konnte Schiller das Manuscript zweier Erzählungen zur Post geben. Auch hier ermahnt er, dasselbe der Orthographie wegen vor dem Druck noch durchsehen zu lassen, weil ihm selbst dazu die Zeit gefehlt. — Diese beiden Handschriften befinden sich noch im Besitz der Cotta'schen Buchhandlung, beide tragen offenbar die Spuren von Schiller's Durchsicht, nämlich hier und da Änderungen im Stil und Ausdruck von seiner Hand. Die erste der Erzählungen trägt den Titel „Die Nonne“ und befindet sich im Märzheft 1800 der „Flora“ Seite 163 bis 222; die andere, „Die neue Pamela“, im Maiheft, Seite 81 bis 157. Die Autonomie der Ueberzeuger blieb übrigens so vollständig gewahrt, daß zunächst weder Cotta noch Unger von der Person derselben Kenntniß erhielten. Charlotte Schiller freute sich „erstaunlich“ über die Geheimhaltung, noch mehr aber über das „schöne Geld, weil man es doch immer so sehr braucht“. Außerdem hatte ihr dieser schriftstellerische Erfolg auch Ruth gemacht zu einem eigenen Produkt, welches sie im Winter 1801 begonnen. An ihren Gemahl, welcher sich am 5. März 1801 nach Jena in die Einigkeit seines Gartens zurückzog, um ungestört die „Jungfrau von Orleans“ beenden zu können, schrieb sie darüber: „Damit doch in Deiner Abwesenheit jemand im Hause die Feder führt, bin ich auch mit meiner angefangenen Geschichte beschäftigt, die vielleicht doch so wird, daß man sie brauchen kann. Ich gehe streng zu werde und lasse mir nichts hingeben, und so wollen wir sehen, was heraus kommt.“

Daraufhin ermahnt Schiller seine „kleine liebe Mans“: „Arbeite Deine Geschichte nur mit dem möglichsten Fleiße aus, daß sie schon eine Gestalt hat, wenn Du sie mir mittheilst. Sie gibt uns dann eher Gelegenheit, das Besondere, worauf es ankommt, zur Sprache zu bringen, und über die Grundsätze, nach denen verfahren werden muß, in Ordnung zu kommen. Ob diese „Geschichte“ überhaupt fertig geworden, scheint fraglich. Späterhin findet sich kein Hinweis mehr auf dieselbe.“

In späteren Jahren schrieb Charlotte, außer eigenen Erinnerungen aus den Kinderjahren, „Schiller's Leben bis 1787“, wie sie es aus seinem Munde erfahren. Dieser Aufsatz bildet dann die quellenmäßige Grundlage für die von Frau von Wolzogen verfaßte Biographie des Dichters. Im März 1806, nachdem manche unberufene Redern den dahingehenden Dichter in Zeitungspartikeln und Büchern auf eine Art und Weise charakterisiert, durch welche die Witwe sich äußerst verlegt fühlte, schrieb sie eine Widerlegung der Unrichtigkeiten. „Nicht um dem Publicum zu zeigen, wie und was Schiller war,“ so hebt das Schriftstück an, „werde ich öffentlich auftreten, um die zu widerlegen, die so unendliche Unrichtigkeiten erdacht haben, sei es, daß sie es selbst nicht wußten, daß sie Unrichtigkeiten sagten, oder hatten sie den Willen, absichtlich die Welt zu belügen, um sich das Ansehen zu geben, als wären sie mit Schiller in Verbindung gewesen?... Es geht mit der Zeichnung eines Charakters, und eines solchen Charakters, wie mit der Statue des Apollo; jeder Stümper wagt sich daran, diese hohen Unrisse zu zeichnen, und glaubt sie erreichen zu können. Eben weil er ein uns gegebenes Kunstwerk ist, glaubt Jeder ein Recht daran zu haben, eignet es sich zu und hat kaum noch die leisesten Füge ergriffen, die das Ganze andeuten. Ewig unerreichbar steht der hohe Gott, der den Künstler befehlt, dem er erschien.“

Dann aber konnte sie sich doch nicht entzüglich, den Aufsatz zu veröffentlichen. Im Juni 1805 hatte sie an ihre Schwägerin Christophine Reinwald, Schiller's Schwester, geschrieben, sie wünschte wohl, es spräche Niemand über ihn. „Seine Werke sprechen für ihn, und kein lebender Mensch kann etwas sagen, das sich der Mühe lohnt.“ Diese Empfindung möchte wohl die Ursache sein, daß sie auch jetzt die Widerlegung zurückhält.

Auch „Erinnerungen an Wieland, Herder, Goethe“ und Kritiken über manche Hervorbringungen dieser Dichter hat Charlotte ausgezeichnet. „Goethe, Herder und Schiller sind die eigentlich genialischen Dichter in Deutschland...“ meint sie u. A.

Vielleicht eines der letzten poetischen Erzeugnisse Lottens ist ein am 17. September 1819 entstandenes Gedicht, zu welchem sie angeregt wurde durch den Anblick der Alpen vom Fenster ihres Zimmers in Altenhausen, wo sie als Gast bei ihrem Sohne Karl weilte. Erregend ist auch die nachfolgende, aus den letzten Lebensjahren Charlottens stammende

„Alage um Schiller.“

Noch eh' des Todes Flügel mich umschwingen,
Ch' langer Schlaf das müde Aug' verhüllt,
Soll heben noch dies Trauerlied erlingen,
Wenn schon die höh're Ahnung mich erfüllt:
Was hier der Seele einzig süßes Streben,
Das ist der Weg zum hohen, besseren Leben.
Aur durch den Himmel noch mit Dir verbunden,
Such' ich auf Erden trauernd Deine Spur!
Was ich in Dir, Du hohes Bild, gefunden,
Das gab nur eine göttliche Natur.
Aur aus dem Quell des ewig-großen Guten
Trug Dich das Schicksal in des Lebens Flüthen.

Du wagtest in die unermess'nen Tiefen
Mit Kraft und edlem Willen Dich voran;
Und alle Thaten, die zum Großen riefen,
Sie wandte Dein Geist auf rascher Bahn.
Du wolltest nur das Ewig'e gestalten
Und in der Schöpfung wie ein Schöpfer walten.

Für Eine Welt nicht war das große Wesen,
Für uns gegeben als ein Unterpfland.
Er sollte uns des Lebens Räthsel lösen,
Er zeigte uns des Geistes Vaterland.
Und wie er selbst im Leben, Lieben, Leiden,
So sollen wir das Bessere ersteiten.

Doch eh' das Herz sich diesem Schluß entfaltet,
Vermag es kaum die Welt noch anzuschauen!
Es sieht nur ewig trauernd, neu gestaltet,
Der Täuschung Bild auf's Ren' sich stets erbauen.
Und wendet trauernd von den Lustgeängen
Des Lebens hoch betrübt das wunde Ohr.
Wenn alle sich verauscht zur Freude drängen,
Doch immer herrschend tritt der Gram hervor.“

Angesichts der mancherlei Ausgrabungen und Neudrucke älterer Schriftwerke, die jetzt so vielfach unternommen werden, dürfte es vielleicht auch an der Zeit sein und sowohl der Pietät gegen Schiller als gegen Lotte entsprechen, eine Gesamtausgabe ihrer literarischen Hervorbringungen zu veranstalten. Es dürfte dies um so leichter bewerkstelligt werden können, als nunmehr sich das vollständige Material im Schiller-Goethe-Archiv zu Weimar befindet und allgemeiner Benutzung in diesem Sinne freistehet. Ein Exemplar der Unger'schen Zeitschrift „Journal der Romane“ des Jahrganges 1800 befindet sich übrigens auch auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Rathdruck verboten.

Eine Puppengeschichte.

Novelle von Ella Berg.

„in Junggeselle ist ein Unding!“
„Um!“

„Widersprich mir nicht! Ich sage Dir, ein Junggeselle ist ein Unding, eine Unnatür, ein halbes Wesen, nicht Fisch, nicht Fleisch, ein —“
„Aber, lieber Freund —“

„Menig, io schweige doch, las mich gefällig zu Worte kommen! Die Regierung sollte sich in's Mittel legen, die Junggesellen besteuern, eine Straf-Colonie anlegen, sie dorthin transporieren, wo —“

„Wo der Pfeffer wächst, meinst Du? Ist Alles schon vorgebrachten worden.“

„Unterbrich mich nicht immer, nimm mir nicht das Wort vor dem Mund weg, Du Halbmensch, Du Wilder, Du —“

„Na, das ist doch zu arg! Ich ein Wilder, blos weil ich keine Frau habe?“

„Das ist ja eben Deine Sünde, Dein Verbrechen!“

„Na, na, so schlimm ist's doch nicht! Gar Verbrechen! Du bist doch auch erst seit drei Tagen verheirathet.“

„Ist's meine Schuld, daß es nicht schon dreißig Jahre sind?“

„Nein, daran bist Du wirklich unschuldig, mit fünf Jahren hättest Du doch nicht gut heirathen können.“

„Menig, mache mich nicht ratsend!“

„Beileibe nicht; das wirst Du schon von selbst werden, wenn Du erst dreißig Jahre verheirathet bist.“

„Du mußt auch heirathen!“

„Um keinen Preis!“

„Ich sage, Du mußt.“

„Ich bleibe Junggeselle!“

„Da ist die Alteste von unserem Präsidenten.“

„Eine Hopfenstange mit einer langen Nase.“

„Nun, dann die kleine Blondine des Generals.“

„Mit den Propenzieherlocken? Eine Frau ist an und für sich schon ein Unglück, aber eine, die ihr Haar um Lockenwickel dreht! Schrecklichster der Schrecken!“

„Unsin! Die Losen sind natürlich. Also gefallen Dir die schwarzen Klecken der Majorstochter besser?“

„Die Gieunerin? Hat lange gelbe Zähne, wie die Geze im Märchen.“

„Also auch nicht. Da sind die Zwillinge des Apothekers.“

„Bist Du wahnsinnig? Ich kann doch nicht Zwillinge heirathen!“

„Ich meine ja nur eine von ihnen.“

„Unmöglich! Ich würde nie wissen, welche meine Frau und welche meine Schwägerin ist. Sie sind einander zu ähnlich!“

„Professor Bredé hat vier Töchter. Wähle!“

„Gütiger Himmel! Und die Schwiegermutter!“

„Du willst ja nicht die Mutter heirathen, sondern nur —“

„Die vier Töchter? Danke, Mormone, ich will überhaupt nicht heirathen.“

„Wollen jehen.“

„Gieb Dir keine Mühe. Belohnt man denn je eine Frau allein? Da sind Brüder, Schwestern, die landesüblichen Schwiegereltern. Im Bertrauen gesagt, ichon das bloße Wort Schwiegermutter löft mir einen heiligen Schreden ein. Ich habe da alle Tage in meiner Hauswirthin so ein Exemplar dieser Gattung vor Augen. Nein, nein, ich heirathet nicht, abgemacht! Sprich mir nicht mehr davon, wenn Du mein Freund bist.“

„Du, das Klingt ja ganz feierlich! Doch sei es drum, alter Brüder. Man soll keinen Menschen zu etwas zwingen, auch nicht zu seinem Glück. Jetzt aber komm mit mir, ich will Dich meiner Frau vorstellen.“

"Thu's lieber nicht! Du weißt, ich bin der reine Bär in Damengesellschaft."

"Wacht nichts, Käthchen ist nicht sündhaft."

"Ich komme später nach, bereite Deine Frau erst vor."

"Vorbereiten? Sie wird nicht vor Schreck ohnmächtig werden, selbst nicht beim Anblick Deines Kopfes, auf dem sich schon jetzt bei dem Gedanken, mit einer Dame reden zu müssen, jedes Haar einzeln sträubt, sodass Du für einen ganz passablen Jelg gelten kannst. Oder soll ich meine Frau vorbereiten, damit sie Dich als weisgewachsene Ehrenjungfrau mit einem Blumenstrauß empfängt?"

"Ich muss doch erst Toilette machen."

"Hast Du die Absicht, mich eifersüchtig zu machen?"

"Der Himmel bewahre mich!"

"Also komm! Jetzt sofort, ohne Widerspruch! Da ist Deine Angstböhre, und nun vorwärts, der Gefahr entgegen!"

Ein kleines, zierliches, bis zum Hirst mit Wein umrandtes Haus.

Professor Holl, der junge Chemann, und sein Freund, Kreisrichter Venze, treten ein. Der Professor öffnet eine Thür.

"So, da wären wir! Tritt nur einstweilen hier ein, ich rufe indessen meine Frau."

Ein behagliches, teppichbelegtes Gemach; Feuer im Kamin, denn die Tage beginnen fühlbar zu werden; duftige weiße Vorhänge an den Fenstern, ein paar blühende Blumen, in den Ecken einige hübsch geordnete Blattpläne. An einem Fenster ein Räthtschen mit dem Kreisrichter ganz verwunderlich erscheinenden Dingen.

"Hübsch ist's hier," denkt Venze, nachdem er sich niedergelassen. "Angenehmer, als in meiner sahlen, unfreundlichen Wohnung. So traut und heimlich! Aber die Frau!"

Ein Zug des Missbehagens fliegt über sein Gesicht.

"Bär's nur schon vorüber!"

Dann verflucht er wieder in Gedanken. Eine Thür öffnet sich, eine junge Dame tritt ein.

Ein lustiges, frisches Gesicht, ein ganzer Wald von braunen, goldig schimmernden Haaren darüber. Braune lachende Augen, ein leckes Näschen, ein schelmischer, rosiger Mund.

Sie bleibt betroffen stehen beim Anblick des behaglich dastehenden Fremden, der, in Gedanken versunken, sie gar nicht bemerkte.

"Wer ist denn das?"

Sie spricht es leise für sich und tritt dann, absichtlich geschnappt, näher.

Er röhrt sich nicht.

Da, — lebhafte Stimmengeräusche draußen, ein schwerer Fall.

Der Fremde springt entzückt auf, ohne in seiner Verwirrung die Eingetretene zu sehen.

"Herr des Himmels! Ein ehrlicher Zwist! Sie ist ohnmächtig geworden, hingefallen! Armer Kerl! Nein, ich warne lieber nicht, lasst mich nicht vorstellen, müsstest ihm peinlich sein. Ich brenne dir!"

Er will hastig davon und rennt gegen das halb erschrockene, halb belustigte Mädchen.

Der Hut entfällt seiner Hand. Er steht da, verzweifelt, wie ein erstaunter Verbrecher. Vergebens fahren die Hände durch sein buschiges Haar, doch es fällt nach allen Richtungen sträubt, — kein rettender Gedanke. "Verzeihung, gnädige Frau, — bin sehr glücklich, — ich störe, — Sie sind also nicht mehr ohnmächtig?"

"Ja, doch, ja, bedaure unendlich, es war wirklich nicht meine Schuld. Er hat mich hierher gelehrt, habe ihm gleich gesagt, ich wollte nicht mit."

Sie sieht da wie eine Bildsäule. Sie weiß nicht, was sie denken soll. Wer hat ihn hergeschleppt? Ist dieser Mensch ein Wahnsinniger, der seinem Wärter entsprungen?

Sie schaut ihm in's Gesicht.

Er sieht ganz vernünftig aus; zwar schen, unbekommen im höchsten Grade, aber er hat so gute freundliche Augen.

Wenn sie nur wüsste, was er eigentlich will. Sie fasst ihren Muth mit beiden Händen.

"Mein Herr, darf ich fragen, was Sie hierher geführt?"

"Ihr Gemahl, gnädige Frau, wollte durchaus —" Die Stimme verlagt ihm. Die brauen Augen schauen ihn gar zu sorgfältig an.

"Mein Gemahl? Aber ich bin ja gar nicht verheirathet." "Dachte ich's doch!" ringt sich's verzweiflungsvoll aus seiner Brust. "Er hat sich in der Haussnummer geirrt."

"Ganz richtig scheint's doch nicht mit ihm," denkt sie bei sich.

"Entschuldigen Sie, gnädige Frau, — gnädiges Fräulein," stottert er immer verwirrter, "ich wollte Sie nicht belästigen."

Und hastig seinen Hut aufnehmend, will er davon, verfehlt aber die rechte Thür und rennt fast einen Herrn und eine Dame um, die eben eintreten.

"Heda! Halt! Wo willst Du hin, Venze?" ruft ihm der Eintretende erstaunt entgegen. "Verzeihe, lieber Freund," fährt er fort, "dass ich Dich so lange allein ließ. Meine Frau war beschäftigt und konnte nicht sogleich abkommen. Uebrigens," fügt er hinzu, die junge Dame gewährend, "Du bist ja nicht allein gewesen, da ist ja Grete, meine Schwägerin."

Das junge Mädchen trat näher.

"Ist das ein Birnwart!" rief sie lachend. "Also Du, Hermann, hast den Herrn hergebracht? Er sagte mir, mein Gemahl habe ihn hergeführt, und da ich einen wolchen in Abrede stellen musste, wollte er sich entfernen. Namen hat der Herr nicht genannt —"

"Und Du auch nicht danach gefragt, Fräulein Unverständ! Nun komm, Käthchen," wandte sich Professor Holl an seine Frau, "da ist Venze, mein treuerster Freund seit unserer Kindheit bis auf den heutigen Tag. Wenn ich einen Bruder hätte, er könnte mir nicht thurer sein, als Friz Venze. Gieb ihm die Hand und, — erziehe ihn ein wenig für Damengesellschaft."

Die blonde Frau mit den sanften blauen Augen ergriff mit ihrem kleinen Händchen des Kreisrichters gewaltige Tafe.

"Wie gut von Ihnen, und wie froh bin ich, dass Sie gekommen, Herr Venze. Hermann hat mir so viel von Ihnen erzählt, dass es seit lange mein Wunsch war, Sie persönlich kennen zu lernen. Aber Sie wollten ja nicht einmal zu unserer Hochzeit kommen."

"Aus Furcht vor Dir, kleines Fräulein!" warf der Professor ein.

"Spotte nicht, Hermann!" bat freundlich die junge Frau. "Sonst, glaube ich, lannst Du Deinen, unehren Freund wieder vertreiben."

Sie wandte sich wieder zu dem Kreisrichter.

"Schen Sie, Herr Venze, jetzt ist es aus mit dem einsamen Leben. Sie müssen oft, sehr oft zu uns kommen, wir wollen

es Ihnen schon behaglich machen. Wird's Ihnen dann gar zu öde in Ihrem Hause, so ziehen Sie ganz zu uns. Wir haben Platz genug."

Der Professor war aufgesprungen.

"Hörte, Käte," rief er, "das ist ein riesig geheimdier Einfall! In den zwei Stübchen oben, die wir gar nicht brauchen, könne er ganz nach seinen Gewohnheiten leben, ohne zu föhlen, oder gefordert zu werden. Venze, alter Junge," wandte er sich an seinen Freunden, dessen beide Hände ergreifend, "das ist so schön, den Wunsch musst Du mir erfüllen! Nein, sprich nicht dagegen, Friz, komm zu uns, das soll ein Leben werden!"

Sie überredeten und batzen, der Freunde und sein liebliches Haussmütterchen, das dem alten Junggesellen ganz weich um's Herz wurde, und der Gedanke an seine struppige, zänkische Hauswirthin ihn mit noch höherem Abscheu erfüllte als gewöhnlich.

Sie hatte Recht, die junge Frau, sie war ihm längst keine Freude mehr, wenn er sie auch heute zum ersten Male mit Augen sah. Sechs Jahre war sie Hermann Holl's Braut gewesen, und oft waren Gräbe getauft worden in die Ferne, zwischen ihr und des Bräutigams bestem Freunde. Sie hatten so viel von einander gehört, dass sie sich vorlachen wie alte Bekannte.

Und als nun der Professor noch einmal die Hand nach ihm ausstreckte mit einem bittenden, "Topp! schlage ein, alter Freund!" da konnte er nicht mehr anders; beide Hände reichte er den Freunden hin und dankte ihnen mit stummem Handdruck.

Und als die Sonne des nächsten Tages zur Rüste ging und die Haushbewohner sich im traulichen Stübchen um die summende Theemaschine sammelten, da sah Friz Venze unter ihnen als vollberechtigter Hausgenosse, und ihm war zu Sinne, als wäre es immer so gewesen.

Aufer der kleinen Schwägerin lebte auch noch die Mutter der Frau Professor in Holl's Hause, eine liebe, jauftige Frau mit schneeweißen Haar und blauen Augen. Die alte Dame hatte die seltsame Gabe, es jedem in ihrer Nähe angenehm und heimisch zu machen.

Als Venze die Freunde verlassen und sich hinauf in seine Wohnung begeben hatte, da begannen die Jahre der Vergangenheit an seinem Geiste vorüber zu ziehen. Er entzündete eine Cigarre an und setzte sich an das geöffnete Fenster.

Sein Elternhaus trat vor seinen Geist, ein Pfarrhaus auf dem Lande.

Es war Abend.

Herzenshimmer erhellt das Gemach. Sein Vater kniete vor einem Sarge, darin lag seine Mutter, seine schöne Mutter, in ihrem Arm das kleine Schwesternchen, über welches er sich so gefreut hatte, und das nur wenige Tage alt geworden war. Er selbst zählte damals kaum sieben Jahre. Summ, mit zu Gott erhobenen Händen, lag sein Vater vor dem Sarge, der sein Lebensglück barg.

"Die Mutter stirbt!"

Ein heisches, ungeliebtes Weh überlief den Knaben, dass er laut ausschrie, wie in körperlichen Schmerze.

Da legte sich sanft eine Hand auf seine Schulter, ein gutmütiges, rosiges Antlitz beugte sich über ihn, und eine freundliche Stimme sprach:

"Weine nicht so bitterlich, mein Junge. Mutter ist nun beim lieben Gott und hat's da gar gut, und das kleine Schwesternchen ist auch ein Englein im Himmel. Und Beide schauen auf Dich herab und bitten umfern lieben Herrgott, dass er Dich gut und brav mache, damit Du Deines Vaters Freude werdest. Vater hat jetzt nur noch Dich, und er ist so traurig; darum weine nicht, das thut ihm weh! Da ist Hermann, geh' mit ihm in's Nebenzimmer."

Ein kleiner Knabe, vielleicht ein Jahr älter als er, einfach aber reinlich gekleidet, ergriff ihn bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Dann erzählte er ihm so schöne Geschichten vom lieben Gott und seinen holdseligen Englein, dass der kleine Friz allen Jammer vergaß und ansmerksam lauschte.

Der fremde Knabe war Hermann Holl, der Sohn des Küsters, und die freundliche Frau war seine Mutter.

Sie wurden unzertrennliche Freunde, die beiden Knaben, die sich in so trauriger Stunde zusammengefunden.

Der Prediger unterrichtete den Küsterjahn zusammen mit seinem eigenen, und des Knaben aufgeweckter Geist, seine Lernbegierde, sowie sein treues, dankbares Herz erlebend, sorgte er auch später für ihn wie für seinen eigenen Sohn. Zusammen besuchten die Freunde das Gymnasium der nahegelegenen Stadt, zusammen bezogen sie die Universität. Kurz, nachdem sie ihre Studien beendet, starb der Prediger.

Sein einamer Sohn, der keine Verwandte besaß, stand im Küsterhause seine treuesten Freunde.

Nun waren auch der Küster und seine Frau seit Jahren tot. Die beiden Freunde hatten ihren Weg im Leben gemacht. Der Eine war ein geschäftsreicher Gelehrter, der Andere ein angesehener Beamter geworden. Professor Holl hatte vor wenigen Tagen ein junges Weib heimgeführt. Er selbst, — Friz Venze seufzte.

Ihm blühte wohl nie solch' ein Glück.

Er fürchtete die Frauen. Sie machten ihn edig, verlegen, fast tölpelhaft, dachte er bei sich.

Er stand auf und trat an seinen Schreibtisch.

Er öffnete ein geheimes Fach, und was der Kreisrichter Friz Venze demselben entnahm, war ein gar sonderbarer Gegenstand für einen halben Weiberseind, nämlich eine kleine Wachspuppe in blauem Kleidchen, mit brauen Flachsäckchen und beweglichen blauen Auglein. Auch "Mama" konnte sie sagen, wenn man sie drückte. So hantete ihm das kleine Mädchen versichert, das ihm die Puppe einst in die Hand gelegt.

Er hatte es nie versucht.

Was wohl aus ihr geworden war, aus der rosig kleinen mit den großen brauen Augen, die er als Student mit eigener Lebensgefahr den Hufen ihres gewordener Pferde entrissen hatte, und die so kindlich schmeichelnd bitten konnte und nicht nachließ, bis er die Puppe, ihre "Lieblingspuppe" als Dank entgegennahm? Er hatte weder die Kleine noch das sie begleitende Dienstmädchen nach des Kindes Namen gefragt. Das hatte ihm schon oft leid gethan, und noch jetzt verfolgte ihn zuweilen das liebliche Kindergesicht bis in seine Träume. Tagsüber neigte ihn indeß ein anderer Hobold, Gretchen, des Professors Schwägerin. Bisher war der gebildige Schwager die Zielscheibe all' ihrer Bosen und Streiche gewesen.

Nun hatte er in dem Kreisrichter einen Leidensgefährten gefunden. Eines Tages hatte die kleine Schelin es so bunt getrieben, dass "Drest und Blalades", wie sie die beiden Freunde nannte, eine lange, lange humorvolle Anklage zu Papier brachten und dieselbe Abends am Theetisch der Mutter feierten.

lichst überreichten. Die alte Frau lachte bis zu Thränen und ver sprach, wenn auch nicht Abhilfe, so doch Waffen zur Gegenwehr.

"Warte, Schelm!" drohte sie lächelnd dem in komischer Berknirlichkeit dastehenden Mädchen, "ich werde unseren Freunden Gelegenheit geben, Dir Deine Nestereien zu vergelten. Hört also, welch' thörichtes kleines Mädchen unser Gretchen emm war —"

"Noch ist und wahrscheinlich noch lange bleiben wird!" schaltete die Betreffende mit überzeugendem Tone ein.

"Ich will Euch eine Thorheit erzählen," fuhr die Mama fort, aber wieder unterbrach die Tochter mit dem Ausdruck keinen Erstaunens:

"Nur eine, Mama?"

"Ja, damit Du weißt, böses Kind, die Puppengeschichte."

"Verzeih, Mamachen!" sagte der Professor, "das flingt nicht sehr verheirzend."

Venze aber rückte seinen Sessel näher und schaute seltsam forschend auf das junge Mädchen.

"Gretchen," begann die Mutter, "war damals ein Kind von kaum sieben Jahren. Eines Tages erlaubte ich ihr, das Dienstmädchen auf einem Gange zu begleiten. Beinahe hätte ich diese Erlaubnis ewig zu bereuen gehabt. Beim Überqueren eines Straßendamms machte sich die wilde Himmel von der Hand des Mädchens los, um schneller hinüber zu laufen und geriet fast unter die Hufe eben heranstürmender Schreiber. Ich das vor Entsetzen halb geschockte Dienstmädchen noch eine Bewegung machen konnte, hatte ein junger Mann mit eigener Lebensgefahr das Kind den Hufen der Pferde entrieffen und auf die Seite getragen. Gretchen erholt sich schnell von ihrem Schrecken, dachte aber gar nicht daran, — meine lieben Zuhörer, die das Bergmännchen haben, den Kinderspiß zu kennen, werden das ganz begreiflich finden, — also sie dachte gar nicht daran, ihrem Retter nach seinem Namen zu fragen oder ihn zu mir zu führen. Sie hielt ihn wohl für hinlanglich belohnt durch — ihre Puppe, die sie ihm als Lohn für ihre Rettung in die Arme legte. Nun sagt, ist das nicht ein Stückchen Dummkopf, dessen sich mein Tochterchen noch heute schämen muss?"

"Ach!" entgegnete Gretchen etwas kleinlaut, "wenn Ihr mir würdet, welchen Schmerz mir die Trennung von dieser Puppe bereitetet. Ihr würdet nicht lachen. Ich weinte mich Abends mit bitteren Thränen in den Schlaf, es war meine Lieblingspuppe, und sie konnte auch Mama sagen."

"Nun," sagte ihr Schwager lachend, "wie es scheint, lannst Du den Verlust der Puppe noch heute nicht verichernzen. Da wollen wir doch gleich morgen für Friz sorgen."

Gretchen wartet ihm einen strafenden Blick zu.

Venze war aufgestanden und stumm hinausgegangen. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück, die Wachspuppe aus seinem Schreibtisch in der Hand.

"Erleben Sie die Puppe wieder, Fräulein Gretchen?" fragte er lächelnd.

Gretchen stand in hellem Erstaunen.

"Sie, Herr Venze, Sie waren mein Retter? Und ich habe Sie nicht wiedererkannt!"

"Hätte Dir auch schwer werden sollen, kleine!" lachte Professor Holl. "Damals zierte dieser dicke Urwald noch nicht mein Kinn, nur ein zierliches Schnurrbärtchen bedeckte seine Oberlippe. Die Rettungsgeschichte eines Kindes kannte ich übrigens, aber von der heimlich aufbewahrten Puppe hat mir dieser alte Heimtucker nicht ein Sterbenswörtchen gesagt."

Die Mutter hatte in wortloser Rührung Venze's Hände ergreift.

Er machte sich dieser sanft los.

"Bitte, bitte, Mama, nicht danken! Frau Käthchen, kein Wort, — oder ich laufe davon. Es war keine Heldentat und ist nicht der Rede wert. Aber," wandte er sich an Gretchen, "musst ich meine Puppe nun wieder herausgeben? Ich meine, geschenkt ist geschenkt und behalte sie. Später erbitte ich mir dazu wohl noch ein größeres Geschenk," schloss er mit innigem Blick auf das erröthende Mädchen.

<p

müthigen Bauber dieser Gegenden ging bei den Schilderungen verloren, und ebenso wahrhaftig und lebendig wie das Land, treten uns die Menschen entgegen. Es sind prachtvolle Gestalten, wie aus Vorfätern-Zeit, die uns mit ernsten Augen aus Emmi von Dindlage's Schriften anschauen; wir glauben uns in längst vergangene Zeiten zurückversetzt, wo weder an Eisenbahnen noch Telegraphen gedacht wurde, wo „der Schritt der Zeit“ sehr und bedächtig war. Hast möchtet man glauben, man hätte in diesen Gestalten die Lebten der alten „Amsivariere“ vor sich, die schon zu Druus' Zeiten an den Ufern des Emsflusses feststanden.

Sie sind Alle dem Leben abgelauscht, diese dichterischen Gestalten: der halb stumpfsinnige und doch so fest in seiner eigenen Lebensphilosophie beharrnde Ochsenfleck, wie das unheimliche alte Weiblein, die „goldene Lisbeth“, die sich selber nicht so ganz sicher darüber ist, daß sie nicht wirklich eine Hexe sei, die „Heide-Emme“, eine der rührigsten Mädchengestalten, die den in der Nacht erfolgten Tod ihrer „Bestmutter“ (Großmutter) am frühen Morgen in aller Form, mit heiliger Einfaßt und Einfachheit den Jungen anlegt, die bislang die einzigen Ernährer der beiden einsamen, armen Frauen waren.

Die Dichterin lebte mit ihren Landsleuten, als gehörten sie alle zu ihrer Familie, in innigster Verbindung. Nur dar-aus läßt sich auch ihre Naturtreue und tiefe Wahrhaftigkeit erklären. Ich bin bei Spaziergängen oft Zeuge gewesen, wie die „Frau Baronin“ (Emmi von Dindlage war Inhaberin einer Stelle im adeligen Fräuleinstift zu Börstel, und führte als solche den Titel „Frau“, obwohl sie nie verheirathet war) mit „ihren Leuten“, als der ihren Eine verkehrte.

Im Städtchen Lingen war ich beispielsweise zugegen, wie sie die Strafenjugend zu erziehen suchte:

„Jan, Du großer Bengel, schäm Dich doch! So'n lüttes Bürm von Mädchen schmeißt Du in die Gosse? Gleich kommt Du daher und sagst schön Abbitte! Na, ich will Deine Hand nicht! Aber der Grete sollst Du sie reichen! So, das ist hübsch! Na! aber nicht solch brummig Gesicht dabei! So! Das ist gut! Noch ein bisschen artiger.“

Ein anderes Mal, als wir im Herbstsonnenchein unter den Birken und Erlen des Emslandes dem „Haus Dancen“ entgegen wanderten, dem sorglich bewirthschafften Hause, wo Agnes, die mit einem Amerikaner verheirathete jüngste Schwester unserer Dichterin residierte, trafen wir auf dem ihmmalen Kanalwege zwei lasttragende Frauen, Mutter und Tochter, von denen die Letztere bestimmt weinte. Auf einen Wink meiner Freunde schritt ich weiter, während sie selber stehen blieb und eine lange Diskussion mit den Beiden anstieg.

„Nun?“ fragte ich, als sie mich wieder eingeholt hatte.

„Ja, das ist nun so,“ sprach die Dame so vor sich hin, als wäre ich gar nicht zugegen, „da muß getrostet werden, wenn auch alle beide Unrecht haben: die Mutter ist unglücklich, weil die Tochter den Reichen, der aber „gesessen“ hat, nicht nehmen will; und die Tochter heult, weil die Mutter den armen Schulmeister vom Moor nicht anerennen mag. Ich muß mir diesen jungen Menschen erst mal genau ansehen, ehe ich für ihn stimmen kann.“

Letztere Wendung bezog sich darauf, daß das „Kloster Börstel“ noch heute verschiedene Pfarr- und Schulmeisterstellen im Emslande zu vergeben hat. Wenn der junge Schulmeister, den die „Frau Baronin“ gewiß alsbald vor ihr mildes Antlitz beorderte, nur einigermaßen ein Mann nach ihrem Herzen war, dann hat er sicher die „Stelle“ und die „Altheit“ (Adelheit) gekriegt, und die „Frau Baronin“ mußte eben so sicher bei dem Erstling des jungen Paars Gevatter stehen!

Verschledenes

Nachdruck verboten.

Seemannsscherze. — Von C. Seebert. Siehe die Abbildung, Seite 113. — Pieter van den Brinken, eine alte Theerjade, ist in ganz Blüffingen berühmt wegen seiner selbstredenden Geschichten. „Eines Tages,“ so erzählt er, „lagen wir mit unserem Schooner bei Windstille unter einer der faraibischen Inseln, wo die Menschen freifressen hausen. Das Wasser war uns knapp geworden und der Kapitän meinte zu mir, ich könnte 'mal hinüberrudern, um zu sehen, ob auf der Insel keine Quelle zu entdecken sei. Ich steige also in die Zolle und fahre ab. Wie ich den Fuß an's Land setze, stürzt plötzlich eine ganze Schar von Kannibalen aus einem Hinterhalte auf mich los, und ehe ich nur weiß, wie mir geschieht, bin ich umzingelt und gefesselt. Die Kerle schleppen mich nach ihrem Lager. Ich werde an einen Pfahl gebunden, und während einige von den blutdürstigen Teufeln trocknes Holz zum Braten um mich herum aufschichten, tanzen die Anderen wie wahnfremdes Höllengelicht um den Pfahl und wehen die Zähne zu der leckeren Mahlzeit. Ich sage mir natürlich, daß mein letztes Stündlein gekommen ist und ergebe mich in mein Schicksal. Mit einem Male kommt ja ein schwarzer Satan auf mich zu, greift mich und führt mir mit seinem langen Messer unter die Nase, daß ich nicht anders denke, als er will sie mir abschneiden. Natürlich kitzelt das furchtbar, und das war mein Glück...“ „Wie so denn, Pieter?“ fragte das Gretje, die mit athemloser Spannung zugehört hat. — „Ich mußte plötzlich furchterfüllt niesen, und davon wachte ich auf. Ich hatte die ganze Geschichte nämlich nur geträumt,“ sagt der boshafteste Pieter trocken. — e.

Aus Haus

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Unser armer Bäfisch. — Da werden sie immer belagt und bedauert, die armen Männer, die in jegiger Zeit dazu verdammt sind, überbilete und unpraktische junge Mädchen zu heirathen! Aber gibt es wohl eine barmherzige Seele, die Mitleid fühlt mit dem jungen Mädchen und unser Bäfischlein bedauert, statt an ihm herumzumädeln? Und sie sind doch gar schlamm daran, die armen Ding. Sie müssen lernen und wieder lernen, auch manchmal so überflüssige und langweilige Sachen; sie müssen sich in ihrem lärmlichen Freistunden mit der Musik abplagen, auch wenn sie keine Spur von Talent haben! Zu allen häuslichen Beschäftigungen, welche für ein Mädchen, schon der wohlthuenden

Abwechselung wegen zwischen anstrengendem geistigen Denken, so legenreich wirken würden, bleibt ihnen niemals eine Minute Zeit in den letzten Jahren ihrer Schulzeit. Sie lernen daher auch nie das frohe Gefühl kennen. Mütterchen einmal hilfreich zur Hand zu sein, wohl gar einmal selbstständig einen Eiertschalen zu backen und vom Vater liebenvoll „kleines Haussmütterchen“ genannt zu werden. So bleibt ihnen vor ihrer Einsiegung der Haushalt ein Labyrinth, in welchem sie sich nicht zurecht finden, auch da scheitert auch der beste Wille oft an mancherlei vorher nicht geahnten Hindernissen! Eins des schlimmsten, ich muß es beklagen, sind die rüstigen Mütter selber, denn es fehlt ihnen eins, — die Geduld! Sie verlangen, daß das Backfischchen womöglich schon Alles wissen soll, was ihnen eben selbstdverständlich, den Töchtern aber oft unbegreiflich ist, und was zu lehren sie nicht im Stande sind, weil sie eben fehlt, die liebe Geduld.

Auch die „Berglichkeit“ der Jugend ist den Müttern ein stets wiederkehrendes Ärgernis und Anlaß zu Vorwurf über Vorwurf, und man möchte mit Recht fragen, warum tückige Haussmutter nie jung und vergaß sie nichts? Schlimmer aber fast noch als die mangelnde Geduld ist das wenige Vertrauen, welches rüstige Mütter in das Können und Wollen ihres Töchterchens sehen; ich bin überzeugt, ein wenig „Selbständigkeit“ und ruhiges „Ge-währenlassen“ werden dem Kind das Ziel erreichbar erscheinen lassen, als das stete Predigen und Überwachen, durch welches leicht niedergedrückte Gemüther den Mut und die Kraft und Lust zur häuslichen Thätigkeit verlieren. Was macht es, wenn einmal der Apfelreis angebrannt, daß Gemüse verätzten und der Braten ein „klein wenig“ angegrillt ist. Bäfertchen läßt bei der betrübten Miene der kleinen Sünderin gewiß Gnade vor Recht ergehen, und wenn Mütterchen lügt ist, schilt sie nicht, sondern tröstet. Sicher geht es das nächste Mal besser, und bald wird die Tochter der beschäftigten Haussfrau eine liebe Stütze sein.

Das arme Backfischlein aber, welches keine so vernünftige Mutter hat, ist wahrlich zu bedauern; denn nun giebt's in der Lehrzeit nichts als Jammer der Mama über Töchterchens unglaubliche Ungeschicklichkeit und Thränen dieses geschöntesten Unglückskindes, bis selbst dem harmlosen Vater die trübseligen Gesichter auffallen und nach einem Jammerauskuss der Mutter und gebräktem Schluchzen des Backfisches, der Hausherr die ungemüthliche Atmosphäre des Hauses vertreibt durch die Entscheidung: „Das Kind soll in eine Pension“. Und so geschieht es, nur wird der Zweck höchst selten erreicht, wirthschaftlich tüchtig wird das Mädchen fast nie, und so wichtig und segensreich die Pensionen an und für sich auf die Charakterbildung des Kindes wirken können, so gut das „Sich fügen“ und das „Kennenlernen anderer Verhältnisse“ ist, für die Vorbereitungen zu dem späteren hauswirtschaftlichen Beruf eignen sich die Pensionen meistens nicht. So fehlt das Töchterlein, hold und lieblich zwar, aber nicht viel praktischer zurück, ist der enttäuschten Mutter nicht viel mehr Stütze als vor dem, es sei denn, daß nun die Mutter das Kind noch richtig anleitet. Dazu kommen jetzt die Vergnügungen und bald ist Backfischlein glückliche Braut. Die Zeit ist weiter, und noch einmal besuchen wir unseren armen Backfisch, welcher jetzt die glücklichste junge Frau sein könnte, — wenn der Haushalt und das böse Kochen nicht wäre. Viele Tage ungetrübten Glücks werden durch diese Kummerfälle dem jungen Weibchen gestört, bis es anfangt „praktisch“ zu werden und, zum Nachdenken über sich selbst kommend, fragt, ob sie das Wirthschaften wirklich früher nicht hätte leichter lernen können, wenn, — ja, wenn sie nicht „Unser armer Bäfisch“ gewesen wäre.

Luise Holle.

Kleine Notizen. — Cherry brandy, bekannt unter dem Namen „Kirschwasser“, wird aus den Früchten des wilden Kirschbaumes durch Gärung und Filtration hergestellt. Man entstellt die Kirschen, zerstampft $\frac{1}{2}$, bis $\frac{1}{3}$ derselben mit den Steinen, zerteilt die übrigen mit Zurücklassung der Kerne und drückt die Früchte in passende Fässer. Nach vollendetem Gärung wird der gewonnene Saft destillirt, rectificirt und auf Flaschen gezogen.

E. R.

— Saurer Kirschen ungekocht einzumachen. Große, schöne saure Kirschen, namentlich die sogenannten Ostheimer, werden vorichtig ausgekaut und mit leichtem guten Wein-Essig überzogen. Nach einigen Stunden giebt man den Eissig ab und füllt die Kirschen, die noch genügend saftig sein müssen, in sorgfältig gereinigte Gläser, wobei man jede Lage mit einer entsprechenden Schicht von fein geriebenem weißen Zucker bedekt. Nachdem man auf die oberste Rüttelage ein in Rum getauchtes Papier gelegt hat, werden die Gläser mit Pergamentpapier gut verschlossen und trocken aufbewahrt. Die so bereiteten Kirschen halten sich vorzüglich; der abgegossene Eissig kann mit Zucker aufgelöst werden oder bei gleichzeitiger Bereitung von Eissigtrüten Verwendung finden.

— Kirsch-Liqueur. Reife saure Kirschen werden abgestellt, sauber abgerieben und mit den Steinen in eine weithalsige Flasche gehalten. Hierauf giebt man seinen Korn oder Franzbranntwein auf die Kirschen, fügt besten Farinzucker hinzu und läßt die Flasche gut verschlossen einige Wochen stehen. Auch kann man nach Belieben noch Zimmet, Gewürznelken und Cardamom hinzutun, doch ziehen viele das reine Kirschartarum vor. In Betreff der Buckermenge ist ebenfalls der persönliche Geschmack maßgebend; man pflegt gewöhnlich $\frac{1}{4}$ Kilogramm auf das Liter Korn zu rechnen. Nach Ablauf einiger Wochen giebt man durch einen Trichter den Kirschliqueur ab, der ganz klar, wohlgeschmeidend und von schöner Farbe ist. Die zurückbleibenden Kirschen kann man nochmals ausziehen lassen und zu Liqueur verwenden.

D. A.

Hochzeits-Geschenken eine Form zu verleihen, durch welche sie für die Braut noch eine besondere Bedeutung erhalten, indem sie in irgend einer Beziehung zu den Ereignissen ihrer Jugend stehen, ist im Allgemeinen recht schwer. Besonderer Dank der Leserinnen ist daher der liebenswürdigen Freundin unserer Zeitung gewiß, welche durch Einwendung der kleinen, mit dem Brandstift verzierten Truhe willkommene Anregung bietet, bei solcher Gelegenheit die eigenen Talente in's Treffen zu führen und die Gabe hierdurch doppelt wertvoll zu gestalten. An der Ausführung können sich auch Mehrere beteiligen, je nachdem ihnen Ornamente, Landschaften oder Figuren geläufiger sind; ebenso würden Stift und Pinsel vereint, d. h. Brand- und Holzmalerei, reiche Wirkung erzielen. Zur Überreichung von Brautkranz und Schleier bestimmt, zeigt der Deckel der Truhe eine Ansicht des Vaterhauses der Braut; ihre Chiavette, sowie die Daten des Verlobungs- und Hochzeitstages befinden sich auf den Schildern inmitten der Verzierungen der Wände. Diese

Nachdruck unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck von Otto Dürr in Leipzig.



Ornamente wurden einer feinen Goldstiderei nachgebildet und wirken nicht unähnlich der Einlege-Arbeit Intarsia. Jede Linie muß möglichst glatt und exakt eingearbeitet werden.

Die Anwendung des entgegengesetzten Verfahrens zeigt das von derselben geschickten Hand und zugegangene kleine Kreuz, eine Art Haussiegel, der seinen Platz im Schlafrimmer oder neben dem Schreibtheke erhält. Ornamente und Spruchband haben sich hell von dem gebrannten Grunde ab; dieser erscheint durch regelmäßiges Punktieren mit dem feil gehaltenen rothglühenden Stift wie gepunktet. Schrift und Schatten in Band und Ornament sind in feinen Strichen eingearbeitet. Die Größe des Kreuzes ist bei der Einfachheit des Ornamentes leicht beliebig einzurichten; auf Ahornholz arbeitet der Brennstift am sichersten.



Fragen.

Eissig. — Welche verehrte Leserin theilt mir ein gutes Eissig-Rezept mit?

Treue Abonnentin in Stettin.

Spitzwegerich. — Wie kann man echten Spitzwegerich von gefälschtem unterscheiden, und ist gefälschter schädlich?

Mathilde S. in K. Ost. Schlesien.

Spiegelglöter und Fensterheiben zu putzen. — Auf welche Weise lassen sich am schnellsten und leichtesten Fenster und Spiegel reinigen und putzen?

M. R. Brieg.

Antworten.

(Auf die beobachteten Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagwerten hin.)

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Bohnenwasser (72). — In unserem Hause wird Bohnenwasser mit bestem Erfolg zur Befettigung von Flecken, wie zum Beispiel bunter und schwarzer Stoffe benutzt. Dies einfache, billige Mittel erjährt in vielen Fällen die Anwendung scharfer Säuren, die sonst bei der Befettung von Flecken gebräuchlich sind und hat dabei den großen Vorzug, weder Farbe noch Stoff anzugreifen. Die Herstellung ist überaus einfach. Die trockenen, weißen Bohnen sind mit dem erforderlichen weichen Wasser, aber ohne Salz, anzusetzen und gar zu kochen; sie können nach dem Abziehen noch abgegossen werden und bei Tische Verwendung finden. Die abgegossene Brühe aber besitzt überaus reinigende Eigenschaften. Es ist erstaunlich, wie bald die verschiedensten Flecke, — mögen sie von Zeit, Ort, Wein, selbst Tinte herrühren, — verschwinden, wenn man die beschädigten Stoffe oder die Flecke in lauwarmem Bohnenwasser einweicht und ausreibt. Sollen seidene, wollene oder baumwollene Kleidungsstücke gewaschen werden, so reiche ich auf ein halbes Kilogramm Bohnen etwa 4 Liter Wasser, drücke und reibe die Gegenstände in dem lauwarmen Bohnenwasser ohne Anwendung von Seife tüchtig durch und spüle zweimal lauwarm nach. Wenn die Stoffe, solange sie noch etwas feucht sind, gut abgezogen werden, erscheinen sie nach dieser Behandlung wie neu. Treue Abonnentin in Holstein.

Glasflugeln (80). — Wenn sie im Besitz geeigneter Flaschen sind, können Sie sich spiegelnde Glasflugeln ohne große Mühe selbst herstellen. Für schwarze Augeln, auf denen nach meiner Meinung das Spiegelbild der Landschaft am schönsten erscheint, wird Leinöl und Aurenruß dicht eingekocht und diese Mischung in die kugelförmige Flasche gegossen und durch Umschwenken gleichmäßig verteilt. Der Überzug trocknet bald und bekommt auch in der Sonne keine Sprünge. Zur Verfärbung bedient man sich einer Legierung, die aus Zinn, Blei und Wismuth zu gleichen Theilen besteht und mit $\frac{2}{3}$ des Gewichts Quecksilber zusammengearbeitet wird. Die Mischung wird ebenfalls in die vollständig trockene und etwas erwärmte Flasche gegossen und so lange geschüttelt, bis der Überzug gut verteilt erscheint.

C. M. in Breslau.

Atlas (80). — Einzelne Flecke lassen sich mit Benzin, Salvia und anderen geeigneten Mitteln entfernen, soll der Atlas aber gewaschen werden, so wende ich das folgende Verfahren mit gutem Erfolge an. Der Stoff wird mit Eiboter bestrichen, in lauem Wasser gewaschen, dann gespült und getrocknet. Inzwischen löse ich Tragant-Gummi in halb mit Brunnenwasser verdünntem Wein-Essig, seife die Ausfällung durch ein Tuch und weiche den Atlas gleichmäßig darin ein, sodass er überall stark angefeuchtet wird. Hierauf drücke ich das Gummitwasser wieder aus und lasse den Atlas schnell an der Sonne oder am warmen Ofen trocknen.

Maria in Romor.